N·G·3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS=GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr 10 — Sonntag, 10. März 1935

Zuversicht.

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt;
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
Gar lustig rauscht er fort;
Hörst du des Windes muntres Wehn?
Er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her
Die Sonne ab und auf,
Guckt über'n Berg und geht ins Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und, Mensch, du sitzest stets daheim
Und sehnst dich nach der Fern':
Sei frisch und wandle durch den Hain
Und sieh die Fremde gern!

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht;
So geh und such es nur!
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur!

Laß Sorgen sein und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau!
Es wechselt Freude stets mit Leid;
Dem Glücke nur vertrau!

Soweit dich schließt der Himmel ein,
Gerät der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein
Und finden, was es sucht.

Ludwig Tieck.

Der Ruch der Scholle.

Skizze von Karl Mohr (Breslau).

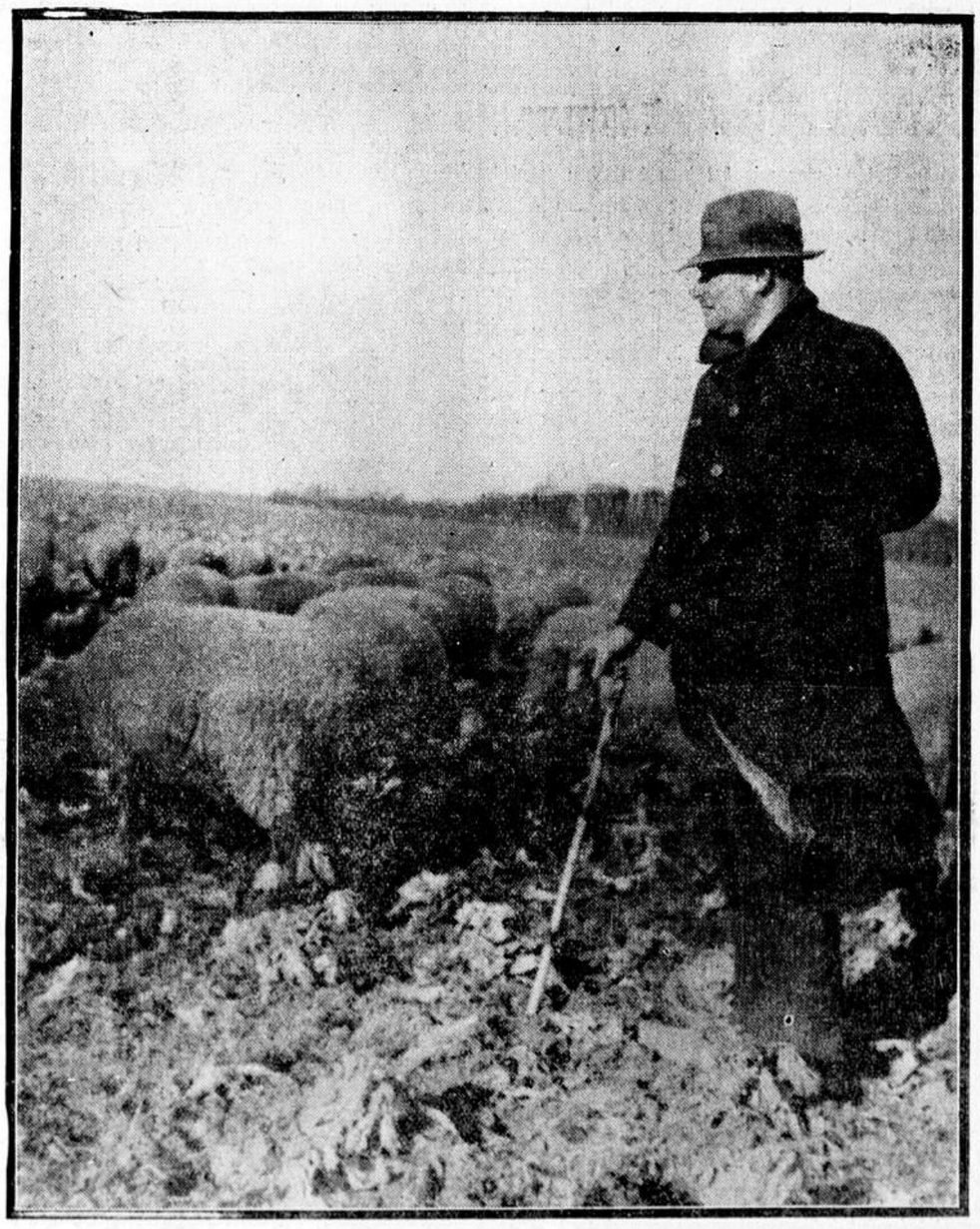
„Nicht eher, als bis das Klecksel Schnee unterm Fenster weggetaut ist", murmelte Vater Engler und fuhr sich mit der Hand durch den langen schneeigen Vollbart. — Nein, er ließ sich nicht täuschen, auch wenn die Sonnenstrahlen noch so verführerisch an den Fensterscheiben spielten und um die Gardinen tänzelten. Die kalten Ostwinde, die von drüben über den Hang strichen, hatten ihre Tücken. Aber dann, wenn das kleine Klecksel Schnee von der Himmelswärme aufgefressen war, — wie ein Schäferhut, größer war es nicht mehr — ja, dann wollte er's wagen und sich von der lieben Sonne den krummen Buckel so richtig schmoren lassen. Dann wollte er den Becher der Vergangenheit mal ordentlich schlürfen, wie Kantor Wehner immer sagte. O, er hatte sich schon sein Plätzchen ausgesucht! Hinten am Pferdestall, wo die Sonne von früh bis abends wärmend einfiel, wollte er sich eine Bank hinstellen und dort dann hocken und in die Welt schauen. Und Cäsar, das alte treue Vieh, sollte sich zu seinen Füßen räkeln und wälzen, und der rotgesprenkelte Tauber mußte ihm mit lautem „guckeru, guckeru" die Maiskörner aus der Hand picken.

Was brauchte er sich denn noch um die Wirtschaft zu kümmern? War sie bei seinem Jungen, dem Wilhelm, nicht in guten Händen? Hatte er den Acker nicht im Schuß wie bald keiner, und hatte er nicht vor kurzem erst eine Auszeichnung für einen Rassebullen bekommen? Nein, da brauchte er nicht zu bangen! Sein Junge war ein Engler. Teufel noch eins, und was für einer! Und die Luise? . . . Wilhelms Frau! Der Schinder sollte den holen, der auf Luise auch nur das kleinste Steinchen warf!

Immer kleiner wurde das Klecksel Schnee unterm Fenster. Wie ein Handteller, größer war es nicht mehr. Welche Kraft die Sonne doch schon hat!

Hüh's und Hoh's und Hufgeklapper vom Hofe her brachten den Alten plötzlich auf andere Gedanken. Richtig! Da war ja noch das Gewende hinter der Kiefernschonung. Kartoffeln sollten drauf, und Wilhelm war im Herbst nicht mehr dazu gekommen, es für die Wintergare fertig zu machen. Nun war es aber höchste Zeit. Denn wenn der Acker noch schön krümelig werden sollte, mußte er ihn wenigstens vier Wochen liegen lassen. Wie gern hätte er selbst nochmal mit seinen schwieligen, abgearbeiteten Händen die Pflugsterzen umklammert, wie gern sich nochmal die Zupfleine um die Linke geschlungen und dann mit dem Wallach und der Liese — hüh, hüh! — Furche auf, Furche ab, — Scholle um Scholle umgelegt.

Ein Zittern überfiel des Alten gebrechliche Gestalt. Fest umklammerte die Rechte den alten Weißdornknüppel.



Schafweide bei Lüttenglehn — Photo: W. Pfeifer, Neuß.

Zum Teufel noch eins! — Einmal mußte es noch gehen! Einmal mußte der alte Engler noch den Ruch der fetten Scholle atmen!

Auf den dicken Stock gestützt, schleppte sich Vater Engler über den Hof. „Kusch dich, Cäsar, kusch dich!" machte er, als er an der Hütte des alten Hofwächters vorüberhumpelte. „Heute nicht, andermal!" Und winselnd kroch Cäsar in die Hütte zurück, den Alten mit seinen treuen Lichtern verfolgend.

Hinter der Scheuer blieb Vater Engler stehen und legte die Hand über den Mützenschirm. Seine noch immer klaren Augen leuchteten, und befriedigt nickte er mit dem Kopfe. 's war schon ein Prachtkerl, der Junge! Und wie die beiden Braunen im Pfluge gingen, so leicht, so gängig. — Des Alten Herz hüpfte vor lauter Freude und Glück. Mit keinem Edelmanne hätte er jetzt tauschen mögen. Nicht mal mit dem . . . mit dem . . . na, wie hieß doch der reiche Knaster schnell . . . ach richtig, Rothschild! Nein, auch mit dem nicht. Hahaha, der Engler Bauer tauschte überhaupt mit keinem Menschen, auch wenn er im Auszuge lebte!

Noch einmal holte der Alte tief Atem, als wollte er sich zu dem langen Marsch ordentlich rüsten; denn für seine achtundsiebzig Jahre war es bis hinauf zum Gewende immerhin ein schönes Stück Weg. Dann stapfte er den Fußweg entlang.

Vor zwei Jahren, in der Ernte, war er das letzte Mal mit einem Fuder Roggen den Feldweg hinuntergaloppiert. Und gerade hatte er die schützende Tenne erreicht, da prasselte der Regen hernieder. Aber er hatte es geschafft. Doch schon am anderen Tage hatte ihn die böse Krankheit auf das Lager geworfen. Schlimm hatte es um ihn gestanden, und mehr als einmal hatte der alte Sanitätsrat gebrammelt: „Engler, Engler!" und hatte mit dem erhobenen Finger gewarnt: „Keinen Speck, kein Knödel, und um Himmelswillen keinen Korn!" Hahaha! Als ob eine alte knorrige Eiche mit einem Hiebe umzuhauen wäre.

✦

Die Hälfte des Weges hatte der Alte glücklich hinter sich. Nur noch die kleine Anhöhe, dann konnte er seinem Jungen schon mit dem Stocke winken. Würde der Augen machen!

Wenn nur das verflixte Flimmern vor den Augen wieder vergehen möchte, und das dumpfe Gefühl im Kopfe. Teufel noch eins, wie einen das riß. Aber nein, nur jetzt nicht nachlassen, nur jetzt nicht, wo er sich noch einmal so richtig vollsaugen konnte, wo seine alte Lunge noch einmal den Ruch der frischen Scholle atmen sollte. — Mochte es doch nachher kommen, das alte dürre Klappergestell mit der Sense, mochte es doch nachher mit dem alten Engler anbandeln. Mochte es doch! Er fürchtete sich nicht!

Schwer keuchte der Alte. Nur jetzt nicht!

Der junge Engler hatte gerade seinen Pflug gewendet, als er den Vater gewahrte. „Vater! Vater!" schrie er, „ich komme!" Und in langen Sätzen stürmte er über den frisch gepflügten Acker.

„Die . . . die . . . frische Scholle . . . Wilhelm . . . der frische . . . Acker . . . der . . . ich . . . ich wollte noch . . . einmal . . .", stammelte Vater Engler, und kraftlos sank er seinem Sohne in die Arme.

Komm mit mir nach Afrika!

Mit der Druckerpresse nach Südwest

Von Karl Ey

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

Die Hauptsache: Der Passagevertrag

„All right", sagte an einem trüben Januartag der deutschamerikanische Kapitän und Dampferbesitzer, als er mir in der behaglichen Kajüte seiner „Queen of Hearts" am Afrikahorn in Hamburg lächelnd die sehnige Hand über den Tisch entgegenstreckte. „Dann ist ja alles in Butter. Ich befördere Ihre sieben Quetschen gratis und franko nach Walfischbai, und Sie und Ihr komischer Gehilfe machen sich dafür während der Ueberfahrt nützlich, einverstanden?"

Mit einem Seufzer der Erleichterung schlug ich ein, denn Kapitän Delanés Angebot räumte den letzten Stein aus dem Wege, der noch zwischen einer kleinen, stillgelegten Hamburger Druckerei und dem Kupferbezirk des ehemaligen Deutsch-Südwest lag: die Passagekosten. In jener Hamburger Druckerei hatte ich nämlich zwar wenig, immerhin aber den größten Teil meines „Vermögens" stecken, und im Kupferbezirk des ehemaligen Deutsch-Südwest wollte ich ein Blatt gründen.

Kapitän Delané war mir bei dem britischen Konsul wie der blinde Zufall über den Weg gelaufen, als ich schon fast an der Durchführbarkeit meines Projektes verzweifelte. Die großen Afrikalinien, an die ich mich der Passage wegen zuerst gewandt hatte, hatten mir alle eine höfliche, aber eiskalte Schulter gezeigt. Sie waren und sind Passagegeschäften „auf Verdacht" durchaus abgeneigt, und ich konnte sie auch dadurch nicht aus ihrer Zurückhaltung hervorlocken, daß ich ihnen das gewiß kulante Angebot machte, sämtliche Unkosten nach erfolgter Etablierung in Otavi durch Freiinserate zu verrechnen.

Ganz abgebrannt, wie es hiernach den Anschein erwecken könnte, war ich übrigens nicht, denn ich besaß rund 1200 Mark an barem Geld. Damit mußte ich aber verdammt vorsichtig umgehen, denn ein Freund in Südwest, der mich eigentlich überhaupt erst auf die ganze Idee gebracht hatte, schrieb mir, was ich mir auch selbst an den fünf Fingern abzählen konnte, daß dort genau wie bei uns mit Wasser gekocht und mit Bargeld bezahlt wird.

Der letzte Anstoß

Für meinen Auswanderungsplan sprach allerdings noch manches andere. Ein Hamburger Verleger, der sich meinen in der Tat nicht sehr repräsentativen „Maschinenpark" angesehen hatte, beliebte nämlich, lächelnd zu bemerken:

„Mein lieber junger Freund, mit diesem Zimt wollen Sie eine Konkurrenz aufmachen Da hätten Sie dreißig Jahre früher anfangen müssen, oder vielleicht etablieren Sie sich 30 000 Kilometer von hier im Urwald!"

Die Zeit zurückzudrehen war unmöglich, aber ein paar tausend Kilometer zwischen die moderne Rotations- und Tiefdruckkonkurrenz und meine asthmatische Schnellpresse zu legen — den Versuch konnte man ja machen.

Der erwähnte Verleger erwies sich übrigens als sehr entgegenkommend. Er hatte nichts dagegen, daß ich aus seinen ausrangierten Beständen von alten Seiten-Matern aussuchte, was ich wollte, so daß ich drüben zunächst nicht viel zu setzen brauchte, aber sehr viel „gießen" konnte. Zwei vollständige Romane mit je rund dreißig Fortsetzungen, ganze Stapel von Bildern und lange Spalten mit Nachrichten „aus aller Welt", deren Alter man dort unten voraussichtlich nicht gleich merken würde, gingen gegen ein freundliches „Dankeschön" in meinen Besitz über.

Den allerletzten Anstoß aber gab Willy Pipp, ein kleiner sommersprossiger Bursche von schwer bestimmbarem Alter, der nicht von meiner Seite wankte und wich, als schon die beiden Setzer und das Kontorfräulein die Hamburger Druckerei für immer verlassen hatten. Willy Pipp verkörperte das lebende Inventar des kleinen Unternehmens, für das er als Hilfsarbeiter und Bote tätig gewesen war, mit dessen klappriger Schnellpresse er aber umzugehen verstand wie eine besorgte, leider aber zu rauhen Worten neigende Mutter. Er verließ seinen Platz nicht und hielt es für ganz selbstverständlich, daß auch sein ferneres Dasein in meinen Geleisen verlaufen würde. Mir blieb schließlich wirklich nichts anderes übrig, als Willy Pipp mitzunehmen, wie man sich mit einer Hasenscharte, mit der Angst vor einem Gewitter oder mit sonst etwas Unabänderlichen abzufinden hat.

Kapitän Delané hatte Willy Pipp „komisch" genannt. Das war recht milde ausgedrückt. Kein Manager von Schönheitswettbewerben wäre bei Pipps Anblick in Entzücken geraten, kein Filmheld vor Neid grün geworden — und doch hatte Pipp es verstanden, das Herz eines weiblichen Wesens — gut zwei Zentner Lebendgewicht — zu betören, das in Barmbeck einen Grünkramladen betrieb, ja sogar bittere Tränen vergoß und Pipp eine Börse mit runden siebenhundert Mark zusteckte, als dieser, trotz der bitteren Januarkälte einen optimistischen Tropenhelm auf dem Kopf, bei ihr erschien, um Abschied zu nehmen.

Leb wohl, du mein lieb Heimatland . . .

Unser Abschied aus Hamburg war nicht gerade sehr würdevoll, und daran war vor allem Pipp schuld. Er lugte wie ein wandelndes Gespenst unter seinem Tropenhelm hervor und schleppte als letztes Angebinde aus Barmbeck einen großen Korb mit Apfelsinen und allen möglichen anderen Gemüsen mit sich. Sein Gepäck, aus einigen Pappschachteln bestehend, zog er hinter sich her. Neben ihm „trippelte" mit ihren zwei Zentnern nichts weniger als zierlich seine Frau einher, die schluchzende Nase in ein Taschentuch vergraben. Um uns war der trübe Januartag, hinter uns eine feixende Menge von Hafenbummlern. Aber was machte das? Vor uns am Kai lag unternehmungslustig die „Queen of Hearts" zwischen den grauen Afrikadampfern der großen Linien, vor uns lag ein großes Land, mit deutschem Blut getränkt, mit deutschem Schweiß gedüngt, von deutschen Landsleuten bewohnt.

Den letzten deutschen Kuß erhielt ich — von Frau Pipp. Mit einem grinsenden Bravo applaudierten die Hafenbummler . . .

„Schlicht um schlicht"

Man kann noch so oft über die Meere gefahren sein, ein leichtes Herzklopfen stellt sich doch immer wieder ein, wenn man die Planken des Schiffes unter sich fühlt, das einem auf geraume Zeit die Heimat ersetzen soll. Offen gestanden war ich auch etwas nervös, wegen der nächsten Begegnung mit Kapitän Delané. Ich kam mir beinahe vor wie ein Hausmädchen, das einen neuen Dienst antritt. Aber schon die ersten Begrüßungsworte Kapitän Delanés klärten mich darüber auf, daß dieser Vergleich hinkte. Wollte ich schon die Hausgehilfin als Parallele heranziehen, so konnte ich mich höchstens gewissermaßen als „Haustochter" betrachten. Ich bekam nämlich keinen Lohn, erhielt aber dafür Beköstigung und Schlafgelegenheit und durfte mich nützlich machen, wie und wo es der „Herrschaft" gefiel. Pipp und ich arbeiteten bei Kapitän Delané also sozusagen schlicht um schlicht.

Hätte ich geahnt, was jetzt kommen sollte, so würde ich sicher von vornherein die Bedingung gestellt haben, daß für die „grobe Arbeit" eine andere Hilfe zu stellen sei. Kapitän Delané begrüßte uns nämlich mit verdächtiger Liebenswürdigkeit und erklärte:

„Heute ist noch dienstfrei, meine Herren, aber zur Drittschicht morgen früh müssen Sie antreten. Ich habe Sie als Trimmer und Heizer ins Auge gefaßt, ein sehr wichtiger und verantwortlicher Posten. Ich hoffe, Sie verstehen die Ehre zu schätzen und werden sich strikt an unsere Abmachung halten. Ihre sieben Quetschen sind übrigens schon unten im Lagerraum und werden Ihnen wie vereinbart in Walfischbai an den Pier gebracht. Und nun kommen Sie einmal mit

Pipp faßte sich stöhnend an die Brust und stieß ein wirkungsvolles Husten aus, was den Kapitän aber nur zu der Bemerkung veranlaßte, daß der Heizraum ein wahres Sanatorium für jeden sein, der es auf der Lunge habe. Aus meinem Traum von einer behaglichen Seefahrt bei gelegentlicher Hilfsarbeit für den Zahlmeister etwa wurde also nichts. Immerhin wies Delané mir die Kabine des dritten Maschinisten an, der die Fahrt nicht mitmachte, und außerdem hatte er nichts dagegen, daß ich in der Freizeit meine Mahlzeiten mit den Passagieren einnahm und mich auf Deck aufhielt. Pipp dagegen sollte seine Schlafkoje und sein Essen im Mannschaftslogis erhalten. Der Vergleich mit der „Haustochter" wurde also wirklich treffend, denn nun hatte ich ja sogar auch „Familienanschluß".

Die Schiffsfamilie

Dieser Anschluß schien sich zu lohnen. Da war eine junge, goldblonde, für Südwest bestimmte Kindergärtnerin, die, frisch gewaschen und munter wie der junge Morgen nach taufrischer Nacht, den Mittelpunkt der kleinen Familie bildete.

Dann war da ein Herr van Hoeren, ein steinalter Bur, aber äußerst lebendig und verschmitzt. Er wußte viel von Südwest zu erzählen und interessierte sich besonders für Hennys Zukunft: „Wissen Sie, kleines Fräulein, Sie brauchen keine Angst zu haben, da unten gibt es einen Haufen Junggesellen. Außerdem empfehle ich Ihnen, sofort zwei Zeitschriften zu abonnieren, nämlich „Kolonie und Heirat" und „Die Brücke zur Heirat"." Fräulein Henny lief hochrot an, aus ihrem träumenden Blick ließ sich aber entnehmen, daß sie derartigen Zukunftsaussichten, wie Herr von Hoeren sie angedeutet hatte, keineswegs abgeneigt war.

Ein Ekel scheint es in jeder Familie zu geben. Gestatten Sie, daß ich Ihnen Herrn Pereires vorstelle? Fett, funkelnd, 40 Jahre alt, ein lebendes Juweliergeschäft aus Mozambique. Pereires sprach gebrochen deutsch. Der Himmel mag wissen, was er auf der „Queen of Hearts" wollte, da er sich doch anscheinend ohne weiteres eine Passage auf einem Luxusdampfer leisten konnte. Später erfuhr ich die Ursache: Die Queen hatte fast ausschließlich Pereires' Waren geladen, Weine und Drogen, ein wertvolles Kargo, das er höchstpersönlich behüten zu müssen glaubte.

Der vierte Passagier war unser aller Liebling. Er hieß „Funke" und gehörte zur Familie der deutschen Schäferhunde. Er war ein richtiger Taps von drei Monaten mit gewaltigen Knochen, einer weichen Schnauze und einem Reißzahn erster Güte, der den Kajütenteppich als seinen Todfeind betrachtete. Der alte Bure war sein Herr.

„Funke" nahm an der Tafel teil, denn sein Herr bezahlte für ihn die halbe Passage. Als kurz vor Helgoland das Gespenst der Seekrankheit zu drohen begann, fiel „Funke" ihm zuerst zum Opfer, und der Anblick des Häufchens Unglück auf vier Beinen war so zwerchfellerschütternd, daß die Passagiere selbst zunächst noch von der Krankheit verschont blieben, gegen die tüchtiges Lachen die beste Medizin ist.

(Fortsetzung folgt.)

BLICK IN DIE WELT

Wer Sorgen hat, wird alt

Das Experiment des dänischen Arztes Svenson in Kopenhagen war ebenso eigenartig wie aufschlußreich. Er ernährte nämlich zwei Parteien Mäuse unter denselben Bedingungen mit nur einem Unterschied — er versetzte die eine Partei täglich mehrmals in Kummer und Aufregung dadurch, daß er ihr das Futter nicht sofort gab, sondern es mehrmals vorzeigte, wieder fortnahm und erst nach ungefähr zehn Minuten hinstellte. Die erstaunliche Folge war, daß die beunruhigten Mäuse den größten Teil der mit Regelmäßigkeit gefütterten Tiere überlebt haben. Also, so schließt Svenson vielleicht nicht mit Unrecht, wer Sorgen hat, lebt länger. Es sind ja auch unter den Angehörigen der reichen und sorgloseren Klasse Menschen nicht soviel Hundertjährige zu finden wie unter den ärmeren Schichten des Volkes. Auch ein Trost!

Polka und Menuett

Polka ist zu Deutsch der polnischen Tanz, genau wie die Polonaise. Aber während jene erst seit etwa 1850 bei uns getanzt wird, ist diese schon seit dem 18. Jahrhundert bekannt. Ueberhaupt hat das Herkunftsland den Tänzen zumeist den Namen gegeben: die Francaise ist der französische Tanz, die Gavotte der Tanz der Gavots, der Bergbewohner des südlichen Frankreichs. Der Cotillon kommt aus der Zeit der ländlichen Schäferspiele: cotte ist der Unterrock beim bäuerlichen Gewand. Es ist dasselbe Wort wie unsere Kutte. Die Quadrille, die natürlich das Wort quatre, vier, enthält, ist der Tanz zu vier Paaren. Sie ist im 18 Jahrhundert aufgekommen. Das Menuett stammt aus derselben Zeit, und es hat seinen Namen von den kleinen Schritten, denn menu ist klein. Aber nicht nur die Schritte waren im Menuett zierlich, sondern jede Bewegung wurde gleichsam nur in Miniatur ausgeführt. Man gab sich nicht die Hände, sondern legte behutsam die Fingerspitzen in die Hand. Aber wichtiger als Schritte und zierlichste Verbeugung war der Fächer. Als Erscheinung und im mannigfaltigsten Gebrauche uralt — er ward ja auch dazu verwendet, das Feuer anzufachen und hatte davon seinen Namen bekommen —, seinen wahren Einzug hielt er im europäischen Salon doch erst im 18. Jahrhundert, und der Tanz wurde sein glanzvollster Genosse.

Königlicher Sherry

Nicht nur Bücher, sondern auch Weinflaschen haben ihre Schicksale. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat der königliche Kellermeister von Madrid eine beträchtliche Anzahl von Sherryflaschen der berühmten Marke „Solera del Rey" gekauft. Es war Sherry der Ernte 1847, eine besonders gelungene Marke. Im Lauf der Zeit ist der Vorrat langsam zusammengeschmolzen und besteht jetzt noch aus sieben Dutzend Flaschen. Jede trägt eine goldene Kapsel über dem Korken und hat Bänder in den Farben der spanischen Monarchie. Nachdem im Jahre 1931 König Alfons auf den Thron seiner Väter verzichtet hatte, wurde der königliche Keller in den Stürmen der Revolution erheblich heimgesucht. Jetzt sind 70 Flaschen des kostbaren Sherrys nach England verkauft worden und haben dort, wie „Daily Telegraph" berichtet, willige Käufer gefunden.

Wofür sich ein amerikanisches Mädchen interessiert

Ein Amerikaner hat sich die Mühe gemacht, unter den amerikanischen Mädchen im Alter von 17 bis 20 Jahren eine umfangreiche Enquete über die Frage anzustellen, wofür diese Mädchen sich eigentlich interessieren. Das Resultat ist für die junge Amerikanerin nicht sehr schmeichelhaft, denn es gibt nur vier Dinge, die ihr Anteilnahme erwecken, nämlich: Körperpflege, junge Männer, Kinos und Schulfragen. Der neugierige Amerikaner, der sehr viel Zeit haben muß, ist sogar noch weiter gegangen. Er hat festgestellt, worüber sich die durchschnittlichen geschiedenen Frauen Amerikas unterhalten: Kleider, Ehegeschichten, Liebe, Schönheitspflege, Männer, Sport, Kino, Babies (an achter Stelle), Bücher und Einkäufe. Mit einigem Abstand folgen: Verbrechen, Politik, der nächste Krieg, Revolution und Kommunismus.

Die Pipe in der Volkswirtschaft

Man stellt sich den Engländer stets mit einer Pipe im Munde vor. Tabak ist ein Trost für die Menschheit — diese Weisheit scheinen sich die Engländer besonders zu Herzen genommen zu haben. Der englische Schatzkanzler begrüßt es durchaus, daß die Engländer Tabak in jeder Form in ausgiebigen Mengen „konsumieren"; denn die Einnahmen vom Tabak beliefen sich während des letzten Budgetjahres auf mehr als 67 Millionen Pfund Sterling. Und die Gewohnheit des Rauchens greift in England noch weiter um sich. Laut „Daily Expreß" werden von den Engländern Zigaretten bei weitem bevorzugt. Erst an zweiter Stelle kommen die Pfeifen und dann die Zigarren. Der Weltkrieg erst stellte die Vorherrschaft der Zigarette in England her. Nach dem Kriege, als auch die Frauen zu rauchen begannen (zwischen 1924 und 1930), nahm der englische Zigarettenkonsum um 52 Prozent zu. Die Gesamtzahl der Zigaretten, die gegenwärtig jährlich in Großbritannien geraucht werden, darf mit 50 Milliarden Stück angenommen werden. Angesichts der Nachfrage nach Tabak wurden die Zigarettenmaschinen vervollkommnet. Eine moderne englische Zigarettenmaschine kann heute 1000 Stück in der Minute herstellen, eine Spezialmaschine sogar 1200. Für Bedarfsdeckung ist also bestens gesorgt — auch in England.

Was der Zuschauer nicht sieht:

Hinter den Kulissen eines Neußer Kinos.

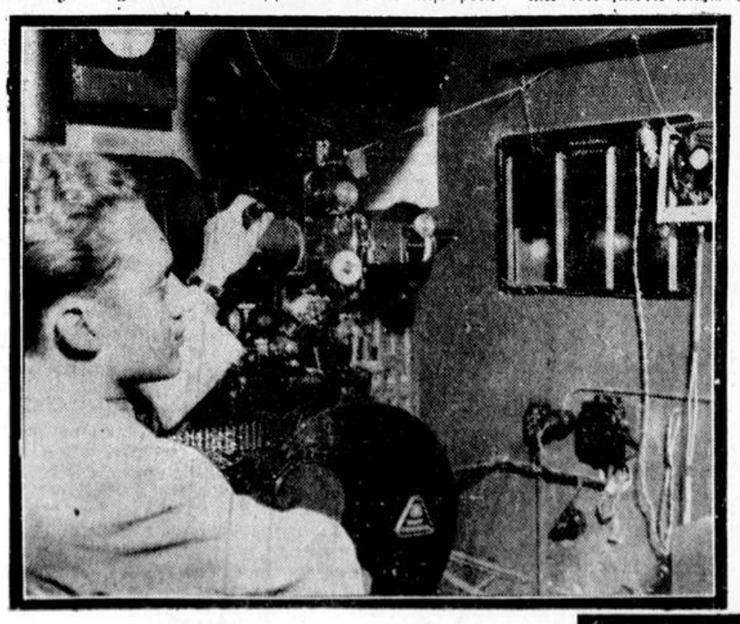
Stippvisite im Vorführungsraum.

Wieso Kulissen? — Sie haben recht, lieber Leser, Kulissen gibts eigentlich nur bei der Aufnahme eines Tonfilms; trotzdem wollen wir „hinter den Kulissen" nennen, was sich da hinter den Zuschauern abspielt, im Vorführraum nämlich, wo der Filmstreifen durch die großen Apparate surrt, wo moderner Erfindungsgeist, bis ans wunderbare grenzende Technik höchste Triumphe feiern. Hier sind die Männer tätig, die verantwortlich

Die Neußer Kinos locken.

dafür sind, daß das Programm am endlosen Band von 3 bis 11 Uhr glatt durchgeführt wird. Zwei Vorführmaschinen ermöglichen den pausenlosen Ablauf eines Großfilms, zahllose Hebel und Kontrollapparate gewährleisten die Qualität der Vorführung und der Tonwiedergabe.

Aber sehen wir es uns mal hübsch der Reihe nach an. Eine halbe Stunde vor Beginn der ersten Vorstellung wird mit den Vorbereitungen begonnen. Die Apparate werden aufs peinlichste gesäubert, geölt und dann im Leerlauf warmlaufen gelassen. Aus dem feuersichern Schrank werden die ersten Filmrollen genommen, in die obere Trommel eingesetzt und der Streifen den komplizierten Weg hindurch eingespannt. Die Kohlen der Bogenlampen, die noch immer die wirtschaftlichste und intensivste Lichtquelle darstellen, sind ebenfalls erneuert. Alles ist startbereit. Ein Blick durch einen der schmalen Schlitze in den Zuschauerraum. Die Stuhlreihen beginnen sich zu füllen. Ein Vorführer legt eine Schallplatte auf, um da unten im Saal die Wartezeit angenehm zu verkürzen. Nun ist es soweit. Das Licht wird ausgeschaltet, der erste Apparat beginnt zu surren, der Vorhang, ebenfalls von oben her bedient, öffnet sich, die Wochenschau läuft. Da der Vorführraum durch Glasscheiber vom Zuschauerraum abgeschlossen ist, dringt kein Ton herauf, und nur der zur Kontrolle eingeschaltete Lautsprecher ermöglicht eine Ueberprüfung der Tonwiedergabe. Eine Korrektur der Tones ist sowohl oben wie auch im Zuschauerraum durch einen Drehknopf möglich, genau wie wir ihn vom Radiogerät her kennen.



Der Film rollt ab.

Genau 12 Minuten läuft die Wochenschau. Der Vorführer, der in Betrieb befindlichen Maschine beobachtet die Vorgänge auf der Leinwand. Oben rechts erscheint im Bild für den Bruchteil einer Sekunde ein schwarzer Fleck. Das bedeutet „Achtung" für die zweite Maschine. Dann kurz ein weißer schräger Strich, „Abfahren", und dann setzt die Ablösung ein. Der Fachmann nennt das „Ueberblenden", diesen pausenlosen Uebergang in die nächste Darbietung. Ein „Vorspannfilm" wirbt für das kommende Programm, und so geht's abwechselnd immer weiter, sieben bis acht Stunden hindurch.

Wir haben zwischendurch Zeit, uns die Technik der Wiedergabe an dem gerade ruhenden Apparat erklären zu lassen. In einer Geschwindigkeit von 24 Bildern in der Sekunde wird der Filmstreifen vor das Objektiv durchgezogen. Das geschieht nun nicht etwa in glattem Durchlauf, vielmehr bleibt jedes einzelne Bild ganz kurz vor dem Objektiv stehen, und während es sich weiter bewegt, wird das Objektiv durch eine Drehblende geschlossen, bis das nächste Bildchen wieder steht. Das Auge vermag diesen schnellen Wechsel von hell oder Dunkel nicht zu erfassen, und so entsteht die vollendete Illusion der Bewegung. Wer den Kino von Annodazumal kennt mit seinem Geflimmer, mit seinem ewigen „Regen", der versteht den großen Fortschritt in der Präzisierung der Vorführmaschinen erst ganz zu schätzen.

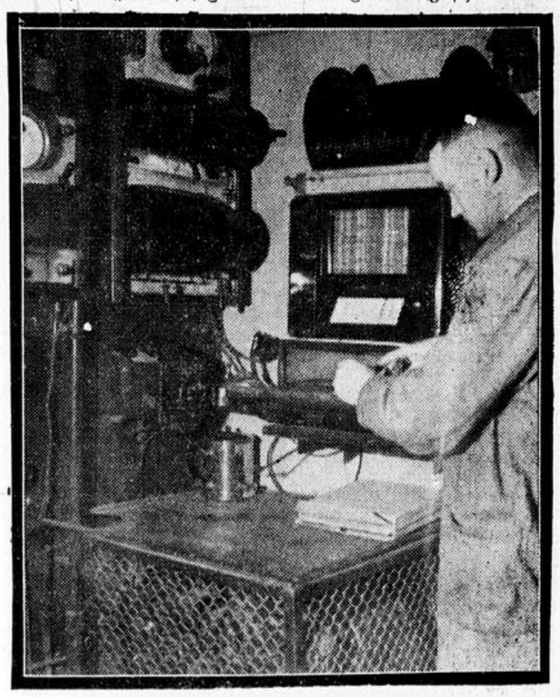
Aber nun der Ton? — Wenn schon der stumme Film eine Großleistung des menschlichen Geistes darstellt, so ist es für den Laien kaum faßbar, wie es möglich ist, dem Film den Ton zu verleihen. Der Techniker, mit solchen Dingen vertraut, findet schon nichts mehr dabei, weil er die Zusammenhänge kennt, und wir finden nichts mehr dabei, weil wir die Zusammenhänge nicht kennen und den Tonfilm in seiner Vollendung als eine Selbstverständlichkeit hinnehmen.

Der Vorführer zieht etwas aus dem Apparat heraus, das aussieht wie eine kleine Radioröhre. „Das ist die Seele des Tonfilms", sagt er. „Es ist eine Photozelle, die gerade das gegenteil von einer elektrischen Glühbirne ist. Diese gibt Licht ab, jene nimmt Licht auf und sendet Strom in die Leitung zurück. Sehen Sie hier den schmalen Streifen auf dem Film, der neben dem Bild herläuft, mit unzähligen verschieden getönten Querstrichen. Das ist der photographierte Ton. Dieser Streifen wird nun über einen schmalen Spalt über die Photozelle durchgezogen, und von oben her durch ein 6 Volt-„Tonlampe" durchleuchtet. Die wechselnde Helligkeit ruft nun in der Photozelle verschieden starke, kürzere oder längere Stromstöße hervor. Diese ganz schwachen Schwingungen werden nun einem „Vorverstärker" zugeführt und erhalten im „Kraftverstärker" die nötige Kraft, um im Lautsprecher den Ton zu erzeugen, nachdem er vorher noch durch die schon erwähnte Reguliervorrichtung, den „Potentiometer" gegangen ist." — „Aber, wie wurde denn nun der Ton „photographiert"?" — „Da geht es genau umgekehrt: Der Ton erzeugt Schwingungen im Mikrophon, die, durch die Photozelle in verschieden starke Lichtstöße übersetzt, auf den lichtempfindlichen Film übertragen werden."

Unten auf der Leinwand bewet sich sieghaft Hans Albers: Gebannt verfolgen die Zuschauer das Spiel. Die Vorführmänner, die täglich dreimal den Film abrollen lassen, schauen nur ab und zu mal zur Kontrolle hin und stellen auch nur selten mal den Kontrollautsprecher an. „Wie würden ja verrückt, wenn wir uns das ständig anhören müßten", meinte der eine der Vorführer. Was durchaus zu begreifen ist, selbst wenn Hans Albers noch so hinreißend spielt. Etwaige Unregelmäßigkeiten werden von der Saalaufsicht durch Haustelephon mitgeteilt und sind mit einem Griff abgestellt.

Der Hauptfilm ist abgelaufen. Die Pause wird mit Reklamebildern und Schallplattenmusik ausgefüllt. Eine Schallplatte enthält Reklametexte, die zu den entsprechenden Bildern laufen. Außerdem hängt auch noch ein Mikrophon da, durch das Reklametexte, meist Eigenwerbung des Theaters, gesprochen werden können.

Feuerschutzvorrichtungen, deren Intaktsein von der Polizei ständig überwacht wird, mindern die Gefahren eines Brandes des leicht entzündlichen Filmmaterials. Für den Zuschauerraum



Am Schallplattentisch.

besteht durch die feuerfeste Isolierung überhaupt keine Gefahr mehr.

Inzwischen sind die 600 bis 900 Meter langen Filmrollen auf einem besonderen Apparat wieder zurückgespult. Die neue Vorstellung beginnt. Einige hundert Augenpaare, darunter auch unsere, verfolgen im Zuschauerraum die Vorgänge auf der weißen Wand; alles ist gepackt von der spannenden Handlung, so gepackt, daß wir bald schon nicht mehr an all die technischen Dinge denken, sondern uns wieder ganz dem Zauber des Tonfilms hingeben.

✦

Draußen, an den Fronten der Lichtspielhäuser locken die bunten Reklamebilder und -schriften neue Besucher an. Hier werden in allerweitestem Ausmaß Zugeständnisse an den Geschmack des Publikums gemacht. Heute stehen ja nicht mehr, wie es zu der guten alten Zeit des Kintopps noch war, Ausrufer vor den Eingängen („Treten Sie ein, meine Herrschaften, Sie sehen heute „Die Blutspur", 1000 Meter lang"), aber das Plakat hat diese prachtvoll uniformierten Männer vollständig ersetzt, und es schreit vielleicht noch lauter als diese in die Straßen der Stadt hinein, daß hier „der schönste, sensationellste und spannendste Film des Jahres" zu sehen ist.

W. Pf.

Ein Momentbild aus dem Zuschauerraum. (Aufnahmen: Walter Pfeifer, Neuß)

Aufruhr im Rheingau.

Skizze von Hanz Freudel, (Darmstadt.)

In dem sonst so friedlichen Rheinstädtchen Eltville ging es lebhaft her: Die Weinschenken waren mit trinkendem und lärmendem Volk überfüllt, auf den Gassen standen die Leute in hitzigem Wortgefecht beisammen, ein Fremder hielt vom Rathausfenster zum Marktplatz herab aufreizende Reden, und am Rheinufer selbst wogte und summte es bedrohlich wie in einem Bienenhause.

Draußen auf dem im letzten Sonnenlicht glitzernden Wasser lag das seltsame Neue, dem die Erregung des zusammengelaufenen Volkes galt: Ein Schiff, breit und wuchtig, mit buntem Eisenleib, zwei massige Kästen an den Seiten bargen die Schaufelräder. Das Ganze überragte eine schwarze Säule, aus der ein dünner Rauch in die warme Sommerluft zerfaserte. Es war das erste Dampfschiff, das hier am oberen Rhein erschien, — „Zukunft" strahlte als Name am steilen Bug!

Und vor der „Zukunft" bangte all den Schiffsknechten, Treidlern, Fischern und Fährleuten, die heute aus jeglichem Rheinort zwischen Bingen und Mainz nach Eltville zusammengeströmt waren; sie alle fürchteten, die Dampfschiffahrt werde ihnen Brot und Erwerb nehmen, werde das Treideln mit Gespannen überflüssig machen, die Fische verscheuchen, — überhaupt alles auf den Kopf stellen und unruhige Zeiten bringen. — „Teufelswerk", sagten die erfahrenen Schiffsbauer, „Eisen kann nit schwimme, un mit heiß' Wasser kann mer kaa Boot de Rhein enuff treibe!"

Daß der Teufel seine Hand im Spiele habe, war bereits Ueberzeugung des Volkes geworden, und man freute sich mächtig über das energische Eingreifen des Heiligen Rochus, des himmlischen Helfers, der seinerzeit dem allerersten Dampfboot verwehrt hatte, durch das Bingerloch zu fahren. Jämmerlich mußte damals der schnaufende Kasten kehrt machen und nach dem finsteren Duisburg zurückschwimmen, denn St. Rochus — Schutzpatron der Rheinschiffer — drohte von seinem Berg herab und wollte es nicht leiden.

Nun lag das zweite, stärkere Qualmschiff vor Eltville, war mit seinen drei Lastkähnen frech am heiligen Rochus vorbeigedampft und wollte morgen früh weiter stromauf nach Mannheim.

Das hatte den Rheingau in Aufregung versetzt! Wohl in hundert Kähnen waren sie gekommen, die Jünger des Rochus und Petrus, und morgen früh, sollte es der „Zukunft" schlecht ergehen. Die Schlepptaue wollten sie lösen, ihre abtrünnigen Brüder ins Wasser werfen, das teuflische Dampfschiff entern und alles, was da hing und stand, kurz und klein schlagen. So hatte man es in den Schenken, auf den Gassen beschlossen. Morgen früh! — —

Den Dampferleuten war dabei keineswegs wohl. Sie hockten im Kesselraum beieinander und machten bedenkliche Gesichter, wenn sie durch die runden Bullaugen hinüber nach Eltville sahen. Im Ruderhäuschen stand der blutjunge Kapitän mit seinem Steuermann, blickte ungern nach dem Ufer hin und lachte verlegen, so oft ein Kahn mit johlendem Schiffsvolk am Dampfer vorbeitrieb. Das rückständige Gesindel, das ihm die Fahrt wehren wollte, wünschte er zu allen Teufeln. Am tiefsten aber war den Schleppschiffern der Mut gesunken. Ihre vollgeladenen Kähne lagen am Seil hinter der „Zukunft". Sie hatten schon mehrfach Angriffe der Rheingauer abschlagen müssen und kannten die Wut ihrer Gegner. „Was wird nur der Morgen bringen", dachten sie, und besorgten Herzens ging man auf den wohlbewachten Schiffen schließlich zur Ruh. —

Die Nacht verlief still. Zwar hockten die Eltviller mit ihren Gästen unermüdlich in den Schenken, sangen Lieder vom Rhein und von der alten Zeit und brachten sich gegenseitig in Hochstimmung. Doch am Ufer blieb es still. Nur hinter diesem oder jenem Weidenbusch hervor tönte das Schnarchen irgendeines, der des Guten zuviel getan.

Als die Sonne hinter den Taunusbergen heraufzog, rüstete sich das Dampfervolk zur Fahrt und zum Kampf. Im Kesselraum standen viele Eimer, die heißes Wasser auf die Angreifer schütten sollten; zahlreiche Bootshaken, handgerechte Eisenteile und Taue aus Stahldraht lagen an der Reling bereit. Der alte Steuermann steckte sogar seine Pistole zu sich. Auf dem linken Radkasten aber befestigte man die Dampfspritze, das schwerste Geschütz, von dem man den endgültigen Sieg erhoffte.

Nur der Kapitän ließ sich nicht sehen! Ihm war wohl das Herz in die Schuhe gerutscht, — hatte er, der immer Zuversichtliche, jetzt den Mut verloren? Die Mannschaft tuschelte, schüttelte die Köpfe und schickte schließlich den Steuermann aus, ihren „Käpp'n" zu holen.

Der Graukopf ging, kam aber mit blöden Augen wieder: In der Koje sei er nicht. Man suchte alle Räume ab, — der Käpp'n fand sich nicht; er blieb verschwunden.

Fortgelaufen! Eine Welle von Flüchen schwang sich in den aufhellenden Sommermorgen. Fortgelaufen, — aus Angst?!

Man ratschlagte und sann, fand aber keinen Ausweg. Drüben vom Ufer und aus den Gassen erscholl jetzt Gebrüll. Ein dichter Menschenhaufe wälzte sich an den Rhein und besetzte die Nachen. Bald schwamm eine trunkene angriffsfrohe kleine Flotte auf den Dampfer zu, — fünfzig, siebzig, hundert Kähne mit wütender Menschenfracht. Dazu sang man teils fromme Weisen, teils Freiheitslieder.

Der Hauptangriff sollte zunächst dem Dampfer, dem Teufelswerk, gelten. Mit Eifer ruderten sie herbei; doch als die ersten Kähne das Schiff erreicht hatten, als sich die Kühnsten schon auf ihren Bänken erhoben, ging ein seltsames Raunen durch die Menge in den Booten. Verwundert starrte alles auf den Bug des Dampfers. Und siehe: wo es meterhoch über dem Wasser zuvor noch frech und drohend „Zukunft" geprahlt hatte, da stand nun — in den schlichten Kirchenfarben, weiß auf gelbem Grund: der heilige Name der Himmelskönigin!

„Sancta Maria" — so leuchtete es vom Dampferbug fromm über den Strom. Und während die Verdutzten noch mit offenen Mäulern hinzugetrieben, kam von oben den Rhein herab, strahlend im weiß-goldenen Ornat, der alte hochwürdige Pfarrer Luzius mit zwei Chorknaben, ließ das Weihrauchfaß schwingen und blickte tiefernst auf die zweifelnde Menge und das Schiff.

Als der Kahn von des Kapitäns sicherer Hand gesteuert, vor der Ankerkette lag, wurde er beigedreht und befestigt; dann erhob sich Hochwürden und taufte mit Taufwedel und Räucherfaß den Dampfer feierlich auf den Namen der Mutter Gottes, der Heiligen!

Alles Volk beugte sich in den Kähnen und machte die Kreuzeszeichen. Niemand dachte mehr an Angriff, niemand an Teufelswerk, denn gesegnet war jetzt das Schiff und das befremdliche Neue unter den Schutz des Höchsten gestellt. — —

Ohne Belästigung zog der ratternde Dampfer mit seinen Lasten gen Mannheim, vielerorts mit Böllern und Kirchenglocken begrüßt.

Kleiner Mauvorgang.

Heitere Skizze von Niels Hoyer.

Mitten in Kopenhagen befindet sich die kleine Menagerie. Sie ist bescheiden, besteht aus einem Fuchsehepaar, einer sibirischen Wildkatze, den Vögeln des Himmels, die in den Zweigen der drei Linden morgens konzertieren, und drei Starkästen, die auf den Frühling warten.

Zuerst war es nur ein Fuchs. Der gefiel mir gut, war still und hatte melancholische Augen und einen hellbraunen, unten ganz hellen Schweif. Das Tier kostete 30 Kronen, kam nur selten aus seinem undurchsichtigen niedrigen Bretterverschlag heraus, holte sich dann heimlich und bescheiden Stücke rohen Fleisches, die mein Hauswirt, der Besitzer und sein bester Freund, ihm täglich zusteckte. Zwischen den weiten Maschen des Drahtgitters, das fünf Meter lang und drei Meter hoch den geräumigen Käfig abschloß, sah ich diese Fleischfetzen oft stundenlang unbenutzt hängen, daß sie in der Luft dorrten. Ganz wie bei den Kabylen und Marokkanern unseligen Angedenkens, dachte ich.

Die Wildkatze kam später hinzu. Sie war damals erst 40 Zentimeter lang, grau und fuselig, noch sehr jung und roch fast so schlimm wie der Fuchs, verhielt sich auch sehr still und verschlief ihre erste Jugend auf einem schwarzen toten Hundefell hinter einer Glasscheibe im Erdgeschoß, das seine Fenster nach dem von fünf Stockwerken hohen Mietshäusern umschlossenen Hof für Mülleimer versammelt hat.

Es war ein reizendes Stilleben, das sich mir jeden Morgen darbot und mich immer etwas traurig machte, — hauptsächlich wegen des kleinen melancholischen Fuchses. Wohl hatte der große Dichter Johannes Jensen mir kleinem Tierfreund einmal gesagt, das sei überhaupt nicht so schlimm, Wildtiere in der Gefangenschaft; im Gegenteil, solch ein Fuchs hätte zum Beispiel in solch einer Menagerie seine feste Anstellung und sein gutes Auskommen, — sonst, draußen holt ihn der Jägersmann mit seinem Schießgewehr, hier drinnen aber: man betrachte die schönen roten Fleischstücke; sie hingen also stundenlang dort, ohne angerührt zu werden: so gesättigt sei das kleine, gut verpflegte Füchslein.

Ich konnte mich mit dieser Erklärung nicht zufrieden geben, sondern schlug meinem Hauswirt vor, dem Füchslein einen Gefährten, am besten eine Gefährtin zu geben.

Ich hätte diesen Rat niemals geben sollen...

Anfangs März war es in den Nächten mit meinem Schlaf, den ich in einer Stube nach der Hofseite zu verbringe, vorbei. Es wurde die ganze Nacht geschrien. Ich gab dem vollen Mond und den vielen Dachkatzen die Schuld. Ich täuschte mich. Es war die Füchsin. Es war das junge Eheglück. Seit Anfang März hatte man sie mit dem Gatterschicksal des Füchsleins vereint.

Tagüber war nichts davon zu merken. Sie hatten sich eingegraben, hundert Meter lange Gänge gebuddelt, unter Grundstücken des Nachbarn hindurch, holten sich nur immer sehr flink die roten Fleischfetzen, die sie auf über hundert Meter Abstand witterten, zeigten guten Appetit, und mein Hauswirt bekam die Polizei ins Haus: es war in der Nachbarschaft ruchbar geworden.

Da es aber kein Gesetz im Lande gibt, das Füchsen den Aufenthalt in Käfigen verbietet, sind bisher üble Folgen ausgeblieben. Der Hauswirt wohnt nämlich nicht in seinem Hause.

Sonst hätte auch er es gemerkt: diese Nächte! Regelrechte Prügeleien gab es zwischen den Eheleuten, — nicht mitunter, sondern „fortgesetzt", Nacht für Nacht, regelmäßig von zwei Uhr bis zum Sonnenaufgang. Dann wird gebellt, gerannt, am Drahtgatter gerissen, gescharrt, und geheult wird, daß einem die Ohren gellen. Klagen durfte ich nicht, es war ja meine eigene Schuld. Ich mußte mich dazu verstehen, fortab bei geschlossenen Fenstern zu schlafen, und als das nicht genügte, mir Wachs-Kügelchen zum Verstopfen der Ohren erwerben.

Ich litt. Und meine Augen wurden so melancholisch, wie es die Augen des Füchsleins vor seinem Eheschluß gewesen waren.

Gestern morgen aber wurde ich versöhnt. Es war ein Sonntag, kaum vier Uhr, und der Tag schon hell, alle Vögel sangen in den knospenden Zweigen der hohen Linden, deren Zweige unter der Feuchtigkeit der Meerluft hier oben silbern glänzten. Ich erblickte das Fuchsehepaar, still und andächtig und ganz hingegeben dem Vogelsang in der Freiheit der nur vom frühen Himmelsblau umfriedeten Bäume. Schnauze neben Schnauze standen sie da, Fuchs und Füchsin, durch die weiten Maschen des Drahtgatters schnüffelten sie stumm und voll Trauer; der Schmerz der freiheitsberaubten Kreatur grämte sich in den braunen, guten, grünlich zuckenden Tieraugen. An Maria Stuart, die gefangen den treibenden Wolken zusieht und nicht mit ihnen wandern kann, mußte ich denken; mein Herz schwoll vor Mitleid. Und mein Mitleid wanderte von dem einträchtigen Fuchsehepaar zu der sibirischen Wildkatze, die einst vierzig Zentimeter lang war und schlief, jetzt aber fast zwei Meter maß und zum Freiheitsverlangen erwacht war wie die Füchse, auch ihr Blick trug den Jammer der Gefangenen mit dem gleichen Ziel, das hoch oben in den Lindenzweigen symphonierte... Wir vier waren schmerzvereint, lauschten dem Wettgesang der Sperlinge, stumm und ergeben einem Geschick, dem wir uns nun einmal unterwerfen mußten, und ich war über die Macht der Musik fast zu Tränen gerührt...

Bis mich mein Hauswirt belehrte, als er mich am heiligen Sonntagmorgen, um die Miete zu holen, nach den Erlebnissen der letzten Tage fragte. „Was", rief er lachend aus, „Sie glauben wirklich, daß es der Gesang der freien Himmelsvögel war, der Fuchs und Füchsin und Wildkatze mit Ihnen im Freiheitsverlangen vereint hätte? Lieber Freund, sehen Sie bitte genau hin, was hinter den leeren Zweigen an der Hauswand unter'm Fenster des zweiten Stocks hängt!"

Es waren zwei gerupfte, erbärmliche kleine Hähnchen. — Fuchs, Füchsin und Wildkatze standen immer noch in ihrer Andacht, der Sperlingschorgesang trillerte im prächtigsten Staccato.

Und mein Hauswirt sprang flink hinauf nach der zweiten Etage, wo eine Verwandte von ihm wohnt, holte durchs Küchenfenster die Hähnchen herein; — die Wildkatze machte einen furchterregenden zwei Meter langen und dann einen Meter hohen Buckel, die Fuchseheleute blähten die spitzen Nasen, nahmen die Schnauzen aus den weiten Maschen des Drahtgatters wieder zurück, blickten sich fletschend an, — und der Unfriede war wieder ausgebrochen: Fauchend warf sich der Fuchs über die Füchsin, die sich wehrte, so gut sie konnte, bis sie, behende wie Frauen nun einmal sind, dem Grobian von Ehegemahl entschlüpfte, — hinein in den hundert Meter langen Fuchsgang. Er hinterdrein. Nur die Wildkatze aus Sibirien blieb zurück, entbuckelte sich, legte sich auf das schwarze, tote Hundefell und verschlief ihren Gram. Die Spatzensymphonie hatte nur noch einen Zuhörer: mich, den enttäuschten und schlechten Psychologen, wie es alle Leute meines Schlages sind, — zumal wenn sie Ehen stiften....

Die Mondlüng.

Skizze von Georg Ulrich.

Hinter dem mächtigen Dom, an der Ecke des Gäßchens, das winkelig und mit holperigem Pflaster zum Rhein hinabführte, hatte Meister Anselm seine Gewölbe. Darinnen lagen auf eichenen Regalen Brabanter Tuche und Spitzen, da gab es buntes Zeug, wie es zu den Wämsern der Landsknechte gebraucht wurde, und da schimmerten Seidenstoffe, die Meister Anselm aus dem Morgenlande hatte kommen lassen. Um ein solches Stück golddurchwirkter Seide zu erstehen, war der junge Maler Ludwig das erstemal in des reichen Tuchhändlers Laden getreten: „Ich soll ein Altarbild malen", hatte er kindlich-stolz erzählt, „den Stall von Bethlehem mit den drei Weisen aus dem Morgenland; und zu dem Mantel des Mohrenkönigs möchte ich diesen Stoff als Vorbild nehmen." Gerade als man handelseinig geworden, war Margarethe, des Tuchhändlers Tochter, in das Gewölbe getreten, und der Zufall wollte es, daß sie mit einer Freundin plaudernd vor der Tür stand, als Ludwig nach einigen Tagen wiederkam, um ein Stück blauen Tuches für das Gewand der Muttergottes zu besorgen.

Das ging so eine Weile: Die Rosen an der Mauer des grauen Wehrturmes blühten, und Bienen summten um die duftenden Kronen der Linden. Dann aber stand eines Abends der junge Maler in der engen, düsteren Schreibstube des Meisters Anselm und bat in bescheidenen und doch selbstbewußten Worten um die Hand seiner Tochter Margarethe. Der Tuchhändler lachte nur: „Ein Maler? Einer, der herumzieht wie ein Komödiant, heute hier arbeitet — was so ein Maler eben arbeiten nennt! — und morgen wo anders! Nein, sucht Euch eine, die zu Euch paßt, eine, die wie Ihr zum fahrenden Volk gehört; es gibt doch genug Seiltänzerinnen auf den Jahrmärkten!" Später aber, in der Stube, lachte Meister Anselm nicht mehr: Da grollte seine Stimme über den Tisch hin, daß Mutter und Tochter zusammenzuckten: „Frau, das Mädchen darf nicht mehr allein auf die Straße gehen! Und wenn ich dem Maler noch einmal begegne, laß ihn ihn durch den Büttel greifen, weil er einer Bürgerstochter nachstellt!"

„Anselm ..." wollte die Frau beginnen, da schlug er auf den Tisch, daß die Schüsseln klirrten, warf den Löffel hin und ging aus der Stube.

„Mann," hatte Frau Martha gefragt, „siehst Du nicht, daß Margarethe nichts ißt, hörst Du nicht, daß sie nächtelang weint?" — Doch des Meisters Sinn hatte sich nicht geändert.

Bis eines Morgens Margarethe nicht zum Frühmal kam und Frau Martha in des Mädchens Stube einen Brief fand, darinnen geschrieben stand: „Lebet wohl, Mutter und Vater, wir können nicht voneinander lassen! Gott sei uns gnädig, und er schütze und behüte Euch!"

An diesem Morgen schlug Meister Anselm das schwere Trinkglas in Stücke, das er vor Zeiten von seinem Paten bekommen hatte. Wochenlang duckten sich die Gesellen im Gewölbe und sogar die Schiffsknechte auf seinen Frachtkähnen, wenn sie seinen schweren Schritt sich nähern hörten. Frau Martha aber ging schweigend und mit verschlossenem Gesichte durch das Haus, ruhelos treppauf und treppab und blickte stumm zur Seite, wenn der Meister etwa aus dem Gewölbe in die Stube trat, einen bunten Stoff vor ihr ausbreitete und mit gedämpfter Stimme sagte: „Das habe ich heute aus der Lombardei bekommen, — wenn Du Dir daraus vielleicht ein Kleid wolltest schneiden lassen..."

So kam und ging der Winter — und kam und ging der Sommer — und ein zweites- und ein drittesmal. Im vierten Winter aber, er war naß, nebelig und ungesund für alternde Menschen, im vierten Winter lag Frau Martha lange Zeit krank, und als es am schlimmsten um sie stand, ergriff sie die Hand des Gatten, der schwer und mit gesenktem Kopfe neben ihrem Bette saß, und sprach: „Gestern hat mir die Nachbarin von einer fernen Kirche erzählt, ich konnte mir den welschen Namen nicht merken — wenn ich gesund werden sollte, möchte ich dorthin reisen und beten, daß der Himmel unser Kind zu uns zurückführe — möchte ich dorthin reisen, wenn Du es erlaubst..."

Meister Anselm antwortete nicht; sie konnte in der sinkenden Dämmerung seine Gesichtszüge nicht erkennen, doch fühlte sie einen kurzen Druck seiner Hand.

Und dann im Frühjahr: Ein Reisewagen, der mit Kaufleuten und Pilgern eine Straße niederrollt, aus verschneiten Bergtälern in sonnig-blühendes Land. Weiße Häuser mit flachen Dächern, Kirchen, deren Glockentürme ganz seltsam allein und abseits stehen, Steinterrassen mit halbverfallenen Klöstern hinter hohen, schmalen, beinahe schwarzen Bäumen...

Und endlich eine Ortschaft, die sich eng und steil um einen Kirchenhügel drängt. Da steigen die Pilger, brennende Kerzen in den Händen, eine winkelige Stufengasse hinan: Nun bleiben die Dächer unter ihnen zurück, nun gehen ihre Blicke über die Türme einer fernen Stadt hin und über Weingärten und silbergraue Wälder an einem nahen Berghange. „Oelbäume", sagt irgend jemand, und Frau Martha denkt: „Oelbäume — wie im Garten Gethsemane..."

Und steht dann in der halbdunklen Kirche und drängt sich langsam durch die Schar der Betenden, einer kerzenhellen Nische zu, darinnen ein Bild hängt.

Eine halbe Stunde später weiß es das ganze Dorf: In der Kirche ist eine Frau ohnmächtig geworden, ja, eine Deutsche, gerade vor dem Bilde des göttlichen Kindes und seiner Mutter — ja, und als sie wieder zu sich gekommen war, fragte sie nur das eine, fragte sie nur immer wieder, wer denn dieses Bild gemalt hätte. — Das Bild? — Ihr wißt doch, Nachbarin, der junge Fremde, Ludovico hieß er wohl! — Ganz recht, Ludovico hieß er, und wohnt drüben in der Stadt, ich habe gehört, in dem kleinen Hause am Marktplatz — ja, und verheiratet ist er auch — gut, gut, Frau Nachbarin, aber warum ist die Fremde ohnmächtig geworden, als sie das Bild sah?

Die Leute haben das niemals genau erfahren.

Aufbruch und Abenteuer

Von **Edgar von Hartmann**

Seit Tagen hatten wir nichts weiter als Schnee, Gebirge, Sturm und 30 bis 40 Grad Kälte um uns. Auch die letzte Herberge lag schon fünf Tagereisen zurück. Unsere Tiere waren zum Teil lahm, zum anderen Teil so erschöpft durch die schlechten Wegverhältnisse, daß wir unbedingt einige Tage Ruhe brauchten, um mit der Karawane noch den Bestimmungsort zu erreichen.

Es wurde Abend, der Weg war noch weit, und so blieb nichts übrig, als ein Lager aufzuschlagen. Dort, wo wir uns niederließen, stand niedriges Gestrüpp und kleine, dicke Kiefern lieferten uns das Brennholz für die Nacht. Alle Vorkehrungen gegen einen Ueberfall (von Mensch oder Tier) waren getroffen: wir saßen um das Feuer und nahmen unser gerade nicht reichliches Abendbrot ein. Da spitzen unsere Hunde die Ohren und knurren. Sofort greift jeder nach seiner Flinte. Doch in eben diesem Augenblick schon ertönt wildes Brummen, Zweige knacken und brechen in unmittelbarer Nähe des Lagerplatzes.

Ungefähr in zwanzig Schritt Entfernung sehen wir zwei riesige braune Massen. Sie nähern sich dem Lagerplatz, unklar beleuchtet vom Reisigfeuer. Ja, um Gottes willen, was ist das? Es sind Tiere, mächtige Tiere . . .

Das eine sitzt auf der Hinterhand und schlägt wütend mit der Vorderpranke den fest gefrorenen Schnee, während das andere wutschnaubend brummt. Bären!

Mir steht das Herz still. Ich sehe, wie die beiden Bestien mit ihren Pranken auf einen menschlichen Körper einhauen und wie Rulow mit dem Beil — das Gewehr ist ihm aus der Hand geschlagen — gegen den unverwundeten Bären angeht. Angehen will — denn blitzschnell dreht sich das wutschnaubende Tier zu dem mutigen Jäger um, und, ehe noch Rulow das Beil heben kann, wird es ihm aus der Hand geprellt und die Bestie stürzt sich auf ihn. Rulow packt den hoch aufgerichtet fletschenden Bären an den Gehören und versucht, den Kopf von sich abzuhalten. Ein Kampf auf Leben und Tod entspinnt sich. Schießen ist für mich unmöglich, ich gefährde damit meinen Freund. Ein Schrei, Rulow taumelt — fällt in den Schnee — das wütende Tier beißt und schlägt — da knallt ein Schuß. Aber eine Sekunde zu spät. Leblos sackt zwar die gewaltige braune Masse zur Seite, doch neben dem toten Bären liegt ein schwerverwundeter Jäger. Das andere Tier war spurlos verschwunden.

In der schauderhaften Kälte der Nacht gingen wir zitternd zum Lagerfeuer zurück und nur das Aechzen unseres verwundeten Gefährten war zu hören, als wir uns nach einiger Zeit von den Schrecken und Aufregungen des Vorfalles erholt hatten. Abwechselnd versuchten wir zu schlafen, aber niemand konnte ein Auge schließen. Ich setzte mich zu meinem Gastgeber, der sich im Wundfieber wälzte. Was blieb uns übrig, als schnellstens den Rückweg anzutreten? Der Bär war ein alter, ausgewachsener Bursche mit braunen, lückenhaften Zähnen und sehr starkem zottigen Fell. Ich bangte um das Leben meines alten Bekannten, da ihm die Bestie die rechte Schulter vollständig zerschlagen und auch die linke Hüfte blutig zerkrallt hatte . . .

Chodja, unser Anführer, trieb die Mannschaft mehr und mehr an, damit wir noch vor Dunkelheit in das nächste Unterkunftshaus kamen. Allmählich führte der Weg bergab, und am frühen Nachmittag kamen wir schon aus dem Hochgebirge heraus: wir sahen einige hundert Meter unter uns Wald, und in der Ferne dehnte sich die unendliche Weite der mongolischen Steppe. Ehe der Abend hereinbrach, war auch das Vorgebirge durchquert, und bei eintretender Dunkelheit kamen wir müde und erschöpft von dem tagelangen Marsch durchs Gebirge in der kleinen Trifstation an, die hier am Rande des Gebirges lag.

*

Undurchdringlichste Finsternis umgab uns, nur einige brennende Holzscheite wiesen uns den Weg. Gespensterhaft lag vor uns in der Wildnis das einsame, dunkle Haus mit seinem nur zum Teil eingezäunten Hof und einigen baufälligen Schuppen. Chodja, der jahrelang Karawanenführer war und genügend Erfahrung hatte, kam zu mir und sagte: „Herr, hier ist irgend etwas nicht in Ordnung."

Ich beruhigte ihn: „Es wird wohl nichts auf sich haben, denn der Wirt hat so spät mit Gästen nicht mehr gerechnet und schläft schon. Nu posmotrim (wir werden sehen)."

Da sich immer noch kein Mensch zeigte, gingen wir an die einzige Tür, die das Haus hatte, und klopften mit den Pistolenläufen dagegen. Erst nach längerem Klopfen wurde die Tür langsam geöffnet und ein dicker, verschlafener Mongole erschien, beleuchtet vom spärlichen Kienfeuer, das irgendwo im Hintergrunde des Raumes brannte. Nach längerem Verhandeln gestattete uns der Wirt, auf dem Hofe zu übernachten; wir konnten sogar Futter für unsere Tiere bekommen. Da hier unten, fast schon in der Steppe, der Frühling nahte, so war es für die Karawane auch nicht weiter schlimm, am Lagerfeuer, das bald hell prannte, zu übernachten.

Grauenhaft und gespenstisch lag das Dunkel der Nacht um uns und im Scheine des flackernden Feuers sah unsere eigene Mannschaft nicht sehr vertrauenserweckend aus. Wir hatten die Pferde in die Ecke, die zum Teil überdacht war, gestellt, davor die Warenballen, die die Karawane mitführte, aufgestapelt. Zwischen Pferden und Ballen hatten wir soviel Raum für unser Lager gelassen, daß wir bei einem Ueberfall vor feindlichen Kugeln geschützt waren. Chodja und ich saßen noch und rauchten einen furchtbaren Tabak. Als wir uns auch niederlegen wollten, sagte mir Chodja noch, daß er den Wirt irgendwo im Leben schon mal getroffen und ihn in unliebsamer Erinnerung habe. Er halte es für richtig, da er nicht an die Ehrlichkeit des Wirtes glaube, doppelte Wachen auszustellen. Auch ich hatte meine Bedenken, da der Wirt sich gegen uns eher feindlich als freundlich benommen hatte.

Lockendes Asien — Photo: Scherl.

Jedenfalls war das nicht die berühmte Gastfreundschaft der Naturvölker, mit der er uns empfangen hatte. Auch weiterhin schien es, als wäre es ihm angenehm gewesen, wir wären nicht gekommen. Jedenfalls war äußerste Vorsicht geboten . . .

*

Wildnisnacht in mongolischen Urwäldern. Jeder Schrei eines Nachtvogels, jeder Schrei eines wilden Tieres schallt fast tausendfach wieder. Das ist schon keine Romantik mehr, das ist wildeste, namenlose Urwildnis. Als wenn die Horden eines Dschingis Khans durch die Lüfte brausen, so heult der Nachtwind durch die uralten Bäume. Als wenn die Urtiere, die einst ihre schweren und massigen Körper über die Eiswüsten dieser Gegenden schleiften, wieder auferstanden wären, so tobt der reißende Gebirgsfluß hoch oben im Gebirge.

Geheimnisvolle Müdigkeit überfällt mich und immer ferner höre ich, in meinen Pelz gehüllt, den schweren Schritt der Wachen . . .

Aber auch im Schlafe arbeiten meine Gedanken. Ich sah grinsende, breite Mongolengesichter, den krummen Dolch in der Hand, auf mich zukommen, und sah, wie das Blut von diesen Dolchen tropft . . . Schon in der nächsten Sekunde wurde ich durch meinen eigenen Schrei wach. Irgendwo, ganz nahe, wird geschossen.

Im Augenblick ist das ganze Lager auf den Beinen. Das noch schwach brennende Feuer wird gelöscht, die Wachen eingezogen und fiebernd starren wir in die dunkle Nacht auf den unsichtbaren Gegner.

Chodja hatte also doch recht behalten mit seinen Vermutungen.

Vereinzelte Schüsse fallen, sonst ist alles ruhig. Doch plötzlich, in der Nähe des Lagers, ein rasendes Feuer. Die Kugeln pfeifen über unsere Köpfe hinweg, ohne Schaden anzurichten.

Das Feuer kommt immer näher und damit auch der Feind an unsere Verteidigungsstelleen. Ein kaum geahnter Schein läßt den herannahenden Morgen erkennen. „Nur aushalten, bis es hell wird, dann haben wir gewonnen", sagt Chodja.

Der Feind steht plötzlich im Innenraum des Hofes, und mit einem wahren Höllengeheul stürzen sich die Banditen auf uns. Es beginnt ein Kampf auf Leben und Tod. Wir sind dem Feinde an Zahl überlegen, und es dauert nicht lange, so ist das Handgemenge für uns entschieden. Noch im letzten Augenblick springt einer der Banditen auf mich zu. Zwischen uns spielt sich ein verbissener Kampf ab, und wenn Chodja nicht in der entscheidenden Sekunde zur Hilfe gekommen wäre, hätte sich mein Traum der Nacht erfüllt . . .

Die Frühlingssonne mit ihren schon wärmenden Strahlen beschien den Platz, auf dem sich unser Schicksal hätte vollenden können. Wenige Stunden später klang schon wieder der Schrei unseres Anführers durch den sonnenklaren Tag:

„Jabonah" — „Aufbruch!"

*

Peggys verhängnisvoller Irrtum.

Skizze aus der amerikanischen Unterwelt.

Von H. Soldenhoff.

Leichte Tritte auf der Treppe hatten Messer-Bill geweckt. Er glitt vorsichtig aus dem Bett und schlich zur Tür, ganz leise, um Peggy, seine Frau, nicht zu wecken. Draußen knackte es, dann hörte man wispernde Stimmen: Mindestens zwei Leute mußten dicht vor der Tür sein. Bill schlich zurück und kam gleich darauf mit einer schweren Selbstladepistole zurück. Ohne lange zu zielen, jagte er eine Kugel durch die Füllung der Tür. Mit einem Schrei fuhr seine Frau in die Höhe.

Draußen hörte man unterdrücktes Fluchen, dann kam eine Kugel durch die geschlossene Tür ins Zimmer. Aber Messer-Bill hatte rechtzeitig Deckung genommen, die Kugel verlor sich harmlos in der gegenüberliegenden Wand.

„Ihr tätet besser daran, friedlich herauszukommen, Bill!" erklang die Stimme eines Polizisten draußen.

„Meint Ihr wirklich?" gab Bill höhnend zurück.

Mit einem Ruck riß Bill die Tür auf. Ein Revolver knallte ihm entgegen. Der andere Polizist hatte seine Kameraden schnell genug alarmiert. Messer-Bill ging ins Schlafzimmer, seine Frau hatte sich inzwischen in aller Geschwindigkeit angekleidet.

„Hör', Peggy!" sagte ihr Mann. „Ich will mich denen da nicht ergeben. Das bedeutet den elektrischen Stuhl. Lieber sterbe ich durch eine Kugel. Aber...." Er brach ab.

„Ich verstehe Dich, Bill," entgegnete sie, trat zu ihm und schlang die Arme um seinen Hals. „Du machst Dir meinetwegen Gedanken. Das ist doch Unsinn. Wenn Du sterben mußt, will ich auch nicht leben. Und ich will nicht, daß sie Dich lebend kriegen. Laß es drauf ankommen!"

„Ist gut, Liebling. Vielleicht geht alles noch gut."

Sie gingen in die dunkle Küche. Aus Schränken und Kästen holte Messer-Bill sich ein wahres Waffenlager zusammen. Zwei Fenster gingen von der Küche auf den Hinterhof. An einem von ihnen zeichnete sich undeutlich eine Feuerleiter ab.

Bill zog den mit Blech beschlagenen Küchentisch mitten in den Raum, kippte ihn um und kauerte dann mit Peggy dahinter nieder.

„Sie werden versuchen, Dich herauszubekommen", flüsterte Bill seiner Frau zu. „Wahrscheinlich schießen sie nicht, ehe Du nicht heraus bist. Willst Du lieber gehen?"

„Sehe ich so aus?"

Er klopfte ihr liebevoll auf die Schulter: „Bist doch ein feines Mädel, Peggy! Schade, daß ...."

Blendendes Licht flammte plötzlich im Hofe unten auf.

Man hatte Scheinwerfer in Stellung gebracht, mit denen nun die Rückseite des Gebäudes abgeleuchtet wurde. Ein Polizist kletterte die Feuerleiter hinauf. Als er in Höhe der Küchenfenster gekommen war, rief er: „Die Frau kann herauskommen. Wir schießen nicht auf sie. Ich helfe ihr, die Leiter hier herunterzusteigen!"

Keine Antwort.

Messer-Bill drückte seiner Frau die Hand: „Geh' lieber ins Schlafzimmer!" raunte er ihr zu. Auf Händen und Knien kroch Peggy über den Fußboden.

Der junge Schutzmann auf der Feuerleiter nahm die Mütze ab und hielt sie so, daß Messer-Bill sie sehen konnte. Dieser lächelte nur. Dafür würde er seine Kugeln nicht verschwenden. Er ließ sich auf den Boden gleiten, so daß man etwa die Hälfte seines Körpers vom Fenster aus sehen konnte. Dann drehte er sich so, daß er lang ausgestreckt auf dem Rücken lag. Die rechte Hand verbarg eine kleine, aber tödlich wirkende Pistole.

Wieder bewegte der junge Schutzmann draußen herausfordernd seine Mütze vor dem Fenster. Aber nichts rührte sich drinnen. Ermutigt durch diese Stille, trat er eine Stufe höher und blickte in die Küche. Schwach konnte er Messer-Bills Körper in undeutlichen Umrissen am Boden liegen sehen. Hier war es dunkel, das Licht des Scheinwerfers traf unmittelbar nur die Decke des Raums. Der Schutzmann stieg weiter, stützte ein Knie auf die Fensterbrüstung.

Vorsichtig näherte sich der junge Polizist dem ausgestreckten Körper des verfolgten Verbrechers. Plötzlich fuhr dessen rechte Faust mit furchtbarer Gewalt gegen das Kinn des anderen. Beide Arme streckte er aus und zog die zusammenbrechende Gestalt zu sich hernieder.

Dann ging es rasch. Im Nu hatte Messer-Bill die Mütze des anderen aufgestülpt; schon war ihm der Uniformrock ausgezogen, Bill schlüpfte hinein. Bill richtete sich auf, trat zum Fenster. Dann kletterte er hinaus und wollte die Feuerleiter hinab.

Peggy hatte gehört, wie der Schutzmann in die Küche gestiegen war, und dann ein dumpfes Geräusch vernommen. Dann war alles still gewesen. Sie glitt leise aus dem Schlafzimmer herbei. Hinter dem umgestülpten Tische sah sie verschwommen eine menschliche Gestalt. Im Fenster die Umrisse einer Uniform. Peggy hob die Pistole, die sie vorhin an sich genommen, zielte mit völliger Ruhe und drückte dann den Abzug.

Der Schuß knallte. Die Gestalt im Fenster stürzte drei Stockwerke tief in den Hof hinab. Zugleich stürmten die Beamten aus dem Vorraum in die Küche. Das Licht wurde angedreht. Peggy sah, daß der Mann, den sie schluchzend im Arm hielt, ein bewußtloser Schutzmann war. Messer-Bill lag tot unten auf dem Pflaster.

Bandit im Süden

Abenteuerroman von Edwin Demel

(6. Fortsetzung)

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

„Ich würde Ihnen abraten, es zu tun. Eine Kugel würde Sie augenblicklich treffen."

„Sie wollen mich doch nicht ermorden, Sir? Hab' Weib und Kinder daheim."

„Wenn ich Sie hätte töten wollen, so konnte ich's am leichtesten tun, als Sie mit dem Wasser kamen. Ich denke an etwas anderes. Wir haben so ziemlich die gleiche Statur, finden Sie nicht?"

Der Bobby machte erschrockene Augen.

„Sie wollen doch nicht etwa —"

„Gewiß", lächelte Frederick Johnston liebenswürdig. „Wir werden eine Umgruppierung vornehmen. Legen Sie ihre Waffen und Kleider ab, hüten Sie sich aber, eine falsche Bewegung zu machen. Ich verstehe das Schießen. Los!"

Der Bobby legte ab. Zuerst Riemenzeug, Revolvertasche und Gürtel, hierauf die Kleider.

„Sehr gut", lobte Johnston. „Und nun gehen Sie fünfzig Schritte seitwärts. Ich werde mich umkleiden und wegreiten. Sie können dann meine Sachen anlegen und zu Fuß nach Katima zurückkehren. Da Sie die Gegend kennen, wird das nicht zu schwer sein."

Der nackte Bobby trottete seitwärts und sah betrübten Blickes zu, wie sich der Verbrecher, den er fangen sollte, in einen Polizisten verwandelte. Das Kopfgeld war nun freilich futsch. Und welchen Empfang man ihm in Katima bereiten würde, ließ sich leicht denken.

Frederick Johnston war fertig. Er stieg auf und ritt freundlich winkend davon.

Der Bobby schlich zitternd näher, um mit den zurückgelassenen Sachen seine Blößen zu bedecken.

8.

Aus verschiedenen Gründen war es eine gewaltige Frechheit, so ohne weiteres nach Katima hineinzureiten. Zunächst war dieser Ort alles andere nur keine Stadt. Ein ausgedehntes Niggerdorf noch eher. Nicht viele Weiße gab es dort. Eine Polizeitruppe, Regierungsbeamte, mit dem Resident Kommissioner an der Spitze; einige Händler, Gastwirte und Missionare. Es war der letzte Vorposten der Zivilisation. Hier endigte die Fernsprechverbindung. Jenseits des Zambesi begann die Caroo in ihrer furchtbarsten Wegelosigkeit. Freilich fanden sich zuzeiten viele Fremde in Katima ein: treckende Buren, Farmer und so. Die Einheimischen kannten jedoch alle einander.

Als Frederick Johnston seinen Einzug in Katima hielt, begegnete ihm zunächst ein kleiner Mann im Khaki, mit einem Nußknackergesicht, der nach Art der britischen Offiziere ein Stöckchen in der Hand hielt und damit auf den Stiefelschäften den Takt irgendeines Marsches trommelte. Wahrscheinlich war er der Kommandant der hierorts stationierten Polizei. Er riß die Augen vor Verwunderung weit auf. Aber ehe er etwas sagen konnte, war Johnston vorbeigeflitzt. Er freute sich bei dem Gedanken daran, wie sich der Nußknacker über das fremde Gesicht den Kopf zerbrechen würde.

In den engen, staubigen Gassen des eigentlichen Europäerviertels drängten sich die Ochsenwagen der vor der Trockenheit flüchtenden und nach Süden treckenden Viehzüchter. Und aus Earlys Saloon drang das Geschrei der Trinkenden heraus. Um die Tische gruppierten sich die rauhen Gestalten der Südafrikaner und spielten Bridge oder Poker. Der Einsatz war hoch und auf der Tischplatte lag viel Geld, Banknoten und Gold, auch Silber, letzteres jedoch spärlicher vertreten.

Frederick Johnston warf einen Blick durch das offene Fenster und schwang sich aus dem Sattel. Er befestigte die Zügel lose an einem der aus der Mauer ragenden Haken und begab sich in die Giftbude. Early, der Besitzer, der in ihm einen Bekannten zu begrüßen hoffte, öffnete grinsend den Mund, schloß ihn aber sogleich wieder, als er das fremde Gesicht sah. Unter den Spielern machte sich beim Eintritt des Khakimannes Unruhe bemerkbar. Frederick Johnston trat an einen der Tische heran und sagte mit scharfer Stimme:

„Wissen Sie nicht, daß Glücksspiele bei uns verboten sind?"

Sie wußten das freilich, aber Katima war nicht der Ort, in dem man auf derartige Verbote großes Gewicht legte. Die Behörden drückten beide Augen zu, und selbst die Missionare wagten es nicht, gegen das Laster zu reden. Es wäre zwecklos gewesen. Und der fremde Bobby da sollte sich nur nicht einbilden, andere Sitten einführen zu können. Dieser Gedanke war es, der in jedem alkoholgetränkten Hirn entstand. Er fand Ausdruck in den Mienen der Männer und in den Worten, die sie sagten.

„Kümmern Sie sich um Ihre Angelegenheiten und nicht um die unseren", schrie einer.

„Sie sind wohl noch fremd hier, wie?" grinste ein zweiter. „Würden sonst nichts sagen."

„Scher dich zum Henker, verdammte Giftmotte!" gröhlte ein dritter.

Einige Hände zuckten nach der Tischplatte, um das viele Geld beiseite zu räumen. Aber schon hielt ihnen der Bobby die Pistole unter die Nase.

„Liegen lassen!" befahl er. „Das Geld wird als Tatbeweis konfisziert."

Die Ueberraschung war viel zu groß, als daß es jemand hätte verhindern können, wie der Khakimann mit einem geschickten Griff das Geld von der Tischplatte in die eigene Tasche fegte. Erst als er zur Tür hinaus war, kamen sie zur Besinnung und stürzten an die Fenster. Es war viel zu spät. Das Gewimmel der Ochsenwagen hatte den Policeman und sein Pferd verschlungen.

Nun stürmten alle zur Polizei, wo sie zu ihrem Leidwesen erfahren mußten, daß kein Bobby ermächtigt worden sei, friedliebende Bürger in ihrer Unterhaltung zu stören oder sie gar ihres Geldes zu berauben.

Mittlerweile galoppierte Frederick Johnston, wie von Furien gehetzt, zum Orte hinaus und auf den Zambesi zu, den er schnell genug erreichte, da die Straße gut war.

Der Fährmann, ein grauhaariger, rotbraun gebrannter Weißer, ausgedienter Unteroffizier seines Zeichens, kam aus der Hütte, in der hauste, zum Vorschein.

„Was wünschen Sie?" fragte er, einigermaßen erstaunt, ein fremdes Gesicht zu erblicken.

„Ich will hinüber", bedeutete ihn Johnston.

„Gehören Sie zu unserem Kommando?"

„Ja."

„Sind wohl eben erst zugeteilt worden, wie?"

„Stimmt."

„Das dachte ich mir gleich, als ich Sie sah. Kenne doch alle Leute vom Kommando."

Er stieß einen schrillen Pfiff aus. Und nun krochen unter den Grashütten, die die Umgebung zierten, die verschlafenen Fährleute hervor. Lauter starke Nigger. Die Flüche ihres Vorgesetzten trieben ihnen den Mittagsschlaf aus den Knochen und machten ihnen Beine.

Es gab zwei große Fähren da, jede von ihnen stark genug, einen Ochsenwagen samt Gespann zu tragen.

„Welchen von den beiden wollen Sie?" fragte der Fährmann zuvorkommend.

„Keinen", erwiderte Frederick Johnston trocken.

„Wie?" staunte der andere, „Sie sagten doch —"

„Ich will beide haben. Auf einem das Pferd, auf dem anderen ich."

Der Fährmann sah ihn mißtrauisch an. Hatte er es mit einem Verrückten zu tun?

„Das ist ja Unsinn", erklärte er dann. „Sie haben samt dem Pferd auf einer Fähre Platz. Ueberdies kostet es doppelt so viel, wenn Sie beide Prähme benutzen."

„Das ist mir gleichgültig. Ich will auf beiden Schiffen hinüber und zwar gleich."

„Sie spaßen wohl?"

Johnston wurde unruhig und sah sich verstohlen um. Dann beugte er sich vor.

„Sie haben gehört, was ich will", schrie er wütend. „Werden Sie mich wohl übersetzen?"

Der Fährmann zuckte verdrossen die Achseln.

„Wie Sie befehlen. Vorwärts, Boys!"

Die Ruderknechte nahmen ihre Plätze ein. Auf den einen Prahm wurde das Pferd geschafft, während Johnston in den zweiten, bei dem Fährmann, einstieg. Hierauf stießen sie ab und näherten sich, von Rudern und Stangen getrieben, der Strommitte.

Der Zambesi war hier tief und reißend. Es war selbst für einen Reiter unmöglich, ihn zu durchschwimmen. Die Schwarzen, vom Fährmann mit Flüchen und Schimpfreden angefeuert, arbeiteten aus Leibeskräften, konnten aber nicht verhindern, daß sie ein klein wenig von der Geraden abkamen. Das Donnern der tobenden Wellen vermischte sich mit dem Geschrei der hart arbeitenden Menschen zu einem wüsten Getöse, in dem die Möglichkeit, sich zu verständigen, ertrank. Es war ein Zufall, daß sich der Fährmann gerade in dem Augenblick umdrehte, als ein Trupp Bobbys auf schäumenden Pferden heranjagte und Sprüche herüberbrüllte, die kein Mensch verstand. Sie ritten am Ufer hin und her, schwangen die Waffen und gestikulierten mit den Armen. Der Fährmann glaubte aus ihren Bewegungen die Aufforderung zur Umkehr entnehmen zu sollen. Er wandte sich an Johnston, der mit den Augen der Richtung seines Blickes folgte und die Bobbys gleichmütig beobachtete. Er wußte freilich, daß es der Wunsch der Polizisten sei, ihn zu fangen, hielt es aber für überflüssig, den Fährmann darüber aufzuklären. Der brüllte dem Fahrgast ins Ohr:

„Ich denke, die Gents dort wünschen, wir möchten umkehren. Gilt es Ihnen?"

„Ja", schrie Frederick Johnston zurück. „Ich habe vielleicht etwas vergessen, das sie mir nachbringen. Aber 's kann nicht wichtig sein. Fahren Sie weiter!"

Johnston fürchtete die Bobbys nicht, obgleich er wußte, daß sie ihm auf den Fersen saßen. Sie durften nicht schießen, weil sie befürchten mußten, die Ruderleute zu treffen. Und den Fluß zu durchschwimmen, war eine Unmöglichkeit. Fahrzeuge, um herüberzusetzen, gab es keine mehr drüben auf der anderen Seite.

Mittlerweile war es den Anstrengungen der Schwarzen gelungen, die reißende Strommitte zu durchqueren und den ruhigeren Wassergang am Ufer zu gewinnen. Es dauerte nicht lange, so knirschten die Kiele der flachgehenden Prähme am Ufersand. Frederich Johnston sprang sofort heraus und überwachte das An-Land-schaffen seines Pferdes. Der Fährmann versuchte vergebens, ein Wort von dem aufzufangen, was ihm die Polizisten von drüben aus zuriefen.

„Möchte wissen, was ihre Aufregung zu bedeuten hat", knurrte er, zu Johnston gewandt.

„Keine Ahnung", entgegnete dieser, kaltblütig die Achseln zuckend.

„Wir wollen doch gleich zurückfahren, um zu sehen, was los ist. Darf ich um Bezahlung bitten, Sir?"

„Was macht es aus?"

Der Fährmann zog ein verwundertes Gesicht. Seiner Ansicht nach mußte ein dem hiesigen Kommando zugeteilter Bobby genau wissen, was er zu zahlen hatte.

„Zwei Pfund, wenn's gefällig ist."

Frederick Johnston überzeugte sich durch einen schnellen Blick, daß ihn die Anwesenheit der Nigger vor einer Beschießung hinreichenden Schutz gewährte und daß sich die Bobbys ratlos zu einem Knäuel zusammenballten. Hierauf fingerte er zwei Pfundnoten aus der Tasche und reichte sie dem Fährmann, der dankend an den Helm griff und sich seinen Leuten zukehrte, um ihnen den Befehl zur Rückkehr zu geben. Aber Johnston hielt ihn mit einer Handbewegung auf.

„Haben Sie eine Axt?"

„Eine Axt?" kam es verblüfft zurück. „Was für 'ne Axt meinen Sie, Sir?"

„Ich glaube, es gibt nur eine Art von Aexten — solche, um Bäume zu fällen und dergleichen."

„Ach so! — Ja, in jedem Prahm befindet sich eine. Wir haben manchmal Bedarf."

„Sehr gut. Nun hören Sie gut zu: Sie werden Ihren Leuten befehlen, die Aexte hervorzuholen."

„Wozu das, Sir?" kam es befremdet zurück.

Johnston lächelte zutraulich und harmlos wie ein Kind.

„O — es handelt sich darum, in jeden Prahm ein Loch zu hauen, groß genug, um ihm die Rückkehr aufs andere Ufer unmöglich zu machen."

Eine Pause entstand. Der Fährmann glaubte nicht recht gehört zu haben. Er starrte Johnston verständnislos ins Gesicht. Dann grinste er blöd.

„Soll wohl ein Spaß sein, hähähä!"

„Nein, kein Spaß, Sir. Es ist meine Absicht, Ihnen das Ueberschiffen zu verwehren."

„Und warum das?" fragte der Fährmann, noch immer die Lage verkennend.

„Weil mich die Polypen fangen wollen."

„Ah —"

„Ja. Ich bin nämlich kein Bobby, sondern das genaue Gegenteil davon."

Der Fährmann begriff. Er drehte sich zu seinen Leuten um.

„Einsteigen — und zwar schnell!" befahl er.

Die Schwarzen drängten sich zu den Prähmen, als Johnstons Stimme sie aufhielt.

„Halt!" rief er. „Keiner geht in die Fahrzeuge. Ich befehle hier.

Die Nigger waren unschlüssig. Gewöhnt, in einem uniformierten Weißen eine Art Herrgott zu sehen, wagten sie es nicht, dem Befehl des Fährmanns Folge zu leisten, der ihnen eine Salve von Flüchen entgegenschleuderte und dann wutschnaubend auf Johnston losging.

„Wollen Sie wohl aufhören, mir meine Leute abspenstig zu machen?"

„Ich denke nicht daran."

Der Fährmann fuhr mit der Rechten nach der Revolvertasche, zog sie aber leer zurück, wobei sein Gesicht den Ausdruck schreckenvollen Staunens annahm.

„Bemühen Sie sich nicht", bemerkte Johnston trocken. „Während Sie bei der Ueberfahrt auf Ihre Leute achten mußten, benützte ich die Gelegenheit, Ihnen den Revolver zu stehlen."

Wortlos starrte der andere mit blutunterlaufenen Augen in das lächelnde Gesicht. Sein Schnurrbart sträubte sich wie der eines Tigers. Dann zu den Niggern:

„Vorwärts, Boys, nehmt den Mann fest. Er ist kein Polizist."

Die Schwarzen dachten nicht daran, zu gehorchen. Es ist eine kitzliche Sache, sich an einem Weißen zu vergreifen, auch wenn er nicht so schwer bewaffnet wäre wie dieser Bobby. Sie grinsten verlegen und zogen es vor, neutral zu bleiben.

„Sie richten nichts aus", erklärte Johnston. „Es geht nur unnütz Zeit verloren."

Der Fährmann sah das Vergebliche seiner Bemühungen ein. Er änderte seine Taktik und verlegte sich auf Vorstellungen, weil er damit mehr zu erreichen hoffte.

„Sie machen sich im hohen Grade strafbar, Sir", warnte er.

„Nicht so schlimm, wie Sie meinen. Auch ist dies meine Sache und nicht die Ihre."

„Aber Mann, bedenken Sie, wir müßten, wenn wir Ihrem Befehl Folge leisteten, hier herüben bleiben und könnten nicht aufs andere Ufer zurück."

Frederick Johnston zuckte kaltlächelnd die Achseln.

Der Fährmann verlor die Selbstbeherrschung. Mit einem knirschenden Fluch sprang er auf Johnston zu, prallte aber, wie von einer Tarantel gestochen, zurück. Es ist kein einfaches Ding, den blanken Lauf eines Revolvers zu attackieren, und ein Kugelloch, so klein es auch sein mag, hat meist schlimme Folgen. Er überlegte eine Weile und verzog dann das Gesicht zu einem krampfhaften Lächeln.

„Sie wollen also auf keinen Fall von Ihrem Vorhaben Abstand nehmen?"

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neuß, 10. März 1935

Post festum.

Nun also ist auch Karneval 1935 überstanden; zu seinem Preise und zu seiner Kritik sind nun genug Worte gemacht worden, daß nicht nur der Leser und die Leserin sicher damit einverstanden sind, wenn wir uns eine große „Nachschau" verkneifen, sondern daß auch der Chronist, oder alle die anderen, die an der Zeitung wirken, einverstanden sind, wenn wir den Fall Karneval (so sagen die „finge Lütt") oder den Fall „Fastelovend" (so sagen die Nüsser) ohne großes Aufheben zu den Akten legen.

Eines wird man noch schnell sagen dürfen: es hat für die Wiederbelebung des naturgewachsenen Neußer Spezial-Karneval in diesem Jahre allerlei Winke gegeben, die man als Anhaltspunkte bestens verwenden könnte, falls es irgendeiner „Instanz" oder Gemeinschaft in Neuß gefallen sollte, dem „Altneußer Karneval" neue Luft einzupumpen. Das müßte natürlich fern der Absicht liegen, etwa Düsseldorf oder Krefeld oder gar Köln Konkurrenz machen zu wollen, sondern das müßte sich etwa Sonntags als eine Art „Beedels-Zög" — so heißen die kleineren Gruppen und Züge in Köln — entwickeln und abwickeln; vielleicht kann man aber sogar die Sache auch Montags abwickeln, um die lieben Neußer, die nun auch etwas von „Zug" sehen wollen, an die Heimat die, die teure, zu fesseln. Am Rosenmontag sind nämlich sehr, sehr viele Neußer in die Nachbarschaft gegangen, weil sie die dort angepriesenen Züge sehen wollten; aber der unpolitische Chronist hat keine Veranlassung, sich den Kopf anderer Leute zu zerbrechen, den Kopf eines städtischen Werbe-Amtes, den Kopf der Neußer Gaststätten-Inhaber und den Kopf der Gewerbetreibenden. So wesentlich diese Gesichtspunkte dieser Leute sein mögen, so wird man sie nicht bei einer Betrachtung des Chronisten in den Vordergrund rücken dürfen, da sie ja sicher ihre Berufsorganisationen haben, die sich damit beschäftigen könnten.

Machen wir also auch hier einen Punkt hinter Fastelovend 1935! Wer mitgemacht hat, — so oder so — der muß nun abwägen zwischen Soll und Haben; d. h. — er muß feststellen, ob der Aufwand auf der einen Seite der Ernte an Freude und Lachen und Frohsinn auf der anderen Seite entspricht. Die, die nicht mitgemacht haben, brauchen nicht besonders stolz und erhaben zu tun, und ihre „Bilanz" nicht sooft an die Tür zu hängen. Alles ist Temperamentssache, wie man etwa über Fastelovend denkt; und alles regelt sich auf diesem Gebiete nach Grundsätzen, die nicht nur immer das Produkt des Willens, sondern eben oft genug — wenn man passiv ist — die Folge des „fehlenden Organes" für solchen Spaß sind. Der Wille, einmal an ein paar Tagen oder ein paar Stunden lang anders zu sein, als das ganze Jahr, Prinzessin oder Prinz, statt ganz gewöhnlicher Bürger dieser Erde, Klown und Narr statt eines ernsten Mannes, der immer nur mit dem Alltag zu tun hat, Schwarzwälderin in Gala, statt Rheinländerin a la Alltag, wird den Karneval so langlebig machen, wie etwa das Theater ist oder sein wird, weil dieses und jenes in eine fremde, oft bunte Welt des Scheines führt, in der man das kleine „Fitzelchen" irdischen Glückes mit sucht, das man so oft entbehrt, wenn man immer wieder den gleichen Anzug anzieht, der unseren Werktag ausmacht.

Als ich Mittwoch Morgen sehr früh, (wie das unser schmerzvolles Schicksal ist) zur Redaktion ging, bin ich einem würdigen Manne begegnet, der offenbar die lange Nacht auf einer harten Bank sitzen und kaltes Bier trinken mußte. Er war jedes fastnächtlichen Schmuckes bar; nur auf dem Rücken trug er ein sauber geschriebenes Schild mit der Aufschrift „Wegen Ueberfüllung geschlossen!" Solche Schilder sollen Fastnacht an verschiedenen Lokalen gehangen haben. Aber auch auf den besagten morgentlichen Wanderer paßte diese Aufschrift gut und schön. Jedenfalls war diese Begegnung in der Frühe des Aschermittwochs für den Chronisten ein gefundenes Fressen, und es paßt herrlich, es hier als letztes fastnächtliches Erlebnis hinzusetzen.

* * *

Polizei kann auch anders.

In der vorigen Woche wurde ich abends durch Zufall Zeuge, wie unsere Polizei — so ernst sie auch oft sich dartut — liebevoll mit Kindern umgehen kann: das ist im Privatleben der uniformierten natürlich keine erwähnenswerte Angelegenheit, da ja Polizeibeamte auch schließlich in den meisten Fällen Familienväter sind. Da die kleine Szene sich aber auf der von uniformierten Beamten wohlbesetzten Polizeiwachstube abspielte, so bekam sie einen besonders angenehmen und seltsamen Beigeschmack.

Es war schon nach 8 Uhr, am Tag der Saarfeier, als ein kleiner Junge von vielleicht 5 Jahren sich auf der Wache einstellte, weil er im allgemeinen Gedränge den Weg nach Hause nicht mehr finden konnte: er war wohl der Musik nachgelaufen, und nun saß er da — ziemlich niedergeschlagen und verwundert — mitten unter den Beamten. Es dauerte eine Zeit lang, bis man aus dem verschüchterten Kinde herausbekommen konnte, wo es wohnte. Erst verschiedenen Anläufen verschiedener Beamten gelang es schließlich, die Befragung mit der notwendigen Zärtlichkeit erfolgreich abzuschließen, so daß ein Beamter beauftragt werden konnte, den edlen Knaben seiner sicher doch sehr besorgten Mutter wieder zuzuführen. Vorher aber war noch versucht worden, die Gesprächigkeit dadurch zu fördern, daß man dem seltenen Besuch auf der Polizeiwache ein kommissarliches Butterbrot offerierte, doch war der Appetit — wahrscheinlich wegen der bevorstehenden häuslichen Szene und wegen der ausgestandenen Sorge zwischen so vielen Polizisten — nicht besonders groß.

Hoch zu Stahlroß wurde der besorgte Knabe seinen besorgten Eltern wieder zugeführt.

An sich ist das „Ereignis" auf der Polizeiwache sicher kein Ereignis, dem man in der Zeitung mehr als 3 Zeilen widmen dürfte: aber wie sehr dieses freundliche Intermezzo doch ein Ereignis unter den Beamten war, das ist eben das liebenswerte Erlebnis, namentlich deswegen, weil der Chronist zufällig sah, wie fast die ganze Mannschaft mit mehr oder weniger Erfolg sich um die Befragung des Kindes bemühte, mit dem Erfolg allerdings, daß die Ansammlung von soviel Polizei das Gegenteil bewirkte; erst später machte man die Sache diplomatischer; ein einzelner erst entlockte dem verschüchterten Knaben die notwendige Adresse.

Da wir übrigens gerade von der Polizei und ihrem guten Herzen reden — eigentlich ist ja die Polizeiwerbewoche vorüber! — so wollen wir auch eine „lobende Anerkennung" darüber gratis und franko verteilen, daß die Beamten an Karneval von besonders großem Verständnis für die Ereignisse auf den Straßen waren. Ob das vorher geübt worden ist, oder ob diese Haltung eben doch der Tatsache entsprang, daß die Neußer Polizeibeamten mehr oder weniger aus der engeren oder weiteren Heimat stammen, das soll ununtersucht bleiben. Jedenfalls war die Neußer Polizei von besonderer Liebenswürdigkeit an den nun vergangenen Karnevalstagen, und sie hatte genau bis an die Grenze des Möglichen das richtige Verständnis für den Ulk der Masken und der „freudig bewegten" Menge ihrer „Untertanen". Die Doppelpatrouillen, die bei Tag und bei Nacht die Straßen „sicherten", waren so infolge solcher Einstellung, ein wirklich angenehm ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht.

* * *

Die empfindliche Kuh.

Eine Kuh pflegt ansonsten nicht sehr empfindlich zu sein, denn sie hat ja in ihrem kurzen Erdenwallen allerhand auszuhalten; darüber läßt sich nicht streiten.

Aber es gibt auch empfindliche, ja sogar sensible Kühe. Das erhellt aus diesem Beispiel:

In Polen wurde eine Kuh gepfändet, weil der Bauer mit seinen Steuern im Rückstand war; so was kommt ja im Ausland schon einmal vor. Der Vollziehungsbeamte erschien in der Behausung der Kuh, im Kuhstall, und brachte auf dem Hinterteil der Kuh die Pfändungsmarke an, die wir in Deutschland schlicht den „Kuckuck" zu nennen pflegen. Solche Behandlung war der Kuh so zuwider, erfüllte sie mit so tiefer Scham, daß sie sich augenblicklich hinlegte und — starb.

Der Bauer hat darauf den Staat verklagt, und er hat seine Klage so begründet, daß die Kuh infolge Mißhandlung durch den Staat eingegangen wäre. Die Klage ist noch nicht entschieden; wahrscheinlich wird der Gutachter diesen Prozeß entscheiden müssen, insofern, als er eingehende, bisher noch nicht gemachte Studien darüber anzustellen hat, ob die Psyche der Kuh im umgekehrten Verhältnis zu dem Ruf steht, den sie hat. Denn von Kühen sagt man ja, daß sie besonders unempfindlich seien.

Damit ist die Geschichte von der empfindlichen Kuh zu Ende; immerhin wird diese Mimose unter den Kühen Polens den polnischen Fiskus veranlassen, andere Pfändungszeremonien zu erfinden, da ja offenbar die Pfändemarken Polens von tötlicher Wirkung und infolgedessen reformbedürftig sind. Wir Laien hätten Verständnis gehabt dafür, daß besagter Kuh-Mimose auf einen Schlag die Milch sauer geworden wäre; aber gleich sich hinlegen und sterben? — Oder ob vielleicht doch der Gerichtsvollzieher oder Vollziehungsbeamte einen so stechenden Blick hatte, daß die Kuh nun garnicht mehr weiterleben wollte? Wer kann einer Kuh in das schmerzzerrissene Herz schauen?

* * *

Verkommene Handkarren.

Dieser Tage hat unser Handkarren plötzlich die Beförderung zum Schlafwagen erfahren. Ein besonders müder Zeitgenosse, der wohl nicht mehr den Weg nach Hause finden konnte, hatte es sich in dem NGZ-Handkarren, der sich besonderer Stabilität und eines wohlverschließbaren Deckels erfreut, schlafenderweise bequem gemacht: wahrscheinlich hat den Schlafwagengast das offene Tor zu unserem Betriebshof magisch und gastfreundlich angezogen, und dort fand er dann auch noch als Geschenk des Himmels jenen Wagen, der bislang nur selten solchen Gast beherbergt hat. Morgens, als der Betrieb wieder zu laufen begann, wurde unser Gast dann — friedlich schlummernd — vorgefunden. Er vermochte nicht zu sagen, wie er dort hineingekommen war: aber hier müssen wir wohl den Klassiker zitieren, der irgendwo einmal sagt: „der gute Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

* * *

Radikale Kritik.

Gelegentlich wird auch die Kritik kritisiert, dann nämlich, wenn diese oder jene Stelle, die es angeht, nicht damit einverstanden ist. Normalerweise kritisiert der Kritiker selbst nicht den kritisierenden Kollegen; dieser Tage aber las ich in einer Berliner Theaterbesprechung einen Satz, der so schön ist, daß ich ihn mir ausgeschnitten habe; zum Troste aller hiesigen am Theater wirkenden Menschen, die ja oft genug etwas an der Theaterbesprechung auszusetzen haben, setze ich diesen Satz hierher, gleichzeitig zur persönlichen Entlastung des Theaterkritikers der NGZ:

„. . . Diese Aufführung war hoffnungslos. Ihrer Unzulänglichkeit entsprach ihre Anmaßung. Hier traten Darsteller auf, die auf der Bühne weder stehen, noch gehen noch sprechen konnten. Eine Aufführung außerhalb des Begriffes Theater oder gar der Kunst . . ."

Das ist starker Tobak, nicht wahr, und es scheint, als ob dieser Zorn gerecht und echt war. Man muß sich ja auch nun so etwas einmal vorstellen: Darsteller, die weder gehen, noch stehen noch sprechen können!! — Sie haben also offenbar auf der Bühne herumgelegen, herumgewälzt haben sie sich vielleicht und gemurmelt oder gestöhnt! Daß da dem Herrn Kritiker die Luft ausgegangen ist, das kann man verstehen: er hat sie offenbar erst wieder bekommen, als er am Schreibtisch saß und den Federhalter in der Hand fühlte.

* * *

Brief aus der Fauna.

Von einem unserer ältesten, sicher aber von unserem am weitesten von uns räumlich entfernt wohnenden Leser, von Pater Hermann Mengwasser, OSB, aus Kansas, einem geborenen Neuß-Weckhovener, erhielt der Chronist wieder einmal einen Brief, der sicherlich manche Neußer interessieren wird.

„Westphalia, Kansas, II./22, 35.

Sehr geehrter Herr Diaz!

Die Zeitungen kommen hier regelmäßig an. Gleich nach dem Empfang falle ich über sie her und schaue zuerst nach den Todesanzeigen. Viele der Familiennamen sind mir bekannt, aber nur noch selten finde ich einen Vornamen, der mir bekannt ist. Die allermeisten derjenigen, die mit mir aufgewachsen sind, haben das Zeitliche gesegnet. Nun, ich stehe seit dem 13. Nov. im 80. Jahre und bin für das Alter noch rüstig. Seit dem 22. Nov. 1933 bin ich Stellvertreter des Pfarrers an diesem deutschen Platze. Der Bischof hat noch keinen Priester zur Verfügung, den er hierhin versetzen könnte. Der Arbeiten gibt es in Hülle und Fülle, fast zu viele für einen Priester meines Alters. Der Sonntag tut's mir an. Beichten, Stillmesse mit Predigt um 8 Uhr, darauf eine Konferenz für einen Verein, Hochamt mit Predigt um 10.15, Andacht und Segen um 2.30 und dann eine Versammlung eines Vereines, wobei ich eine Ansprache halten muß. Erst gegen 4 Uhr bin ich fertig, wenn kein Krankenfall vorkommt.

Vor etwa 6 Monaten las ich in Ihrer Zeitung, daß ein gewisser Georg Stammen, Hauptlehrer, seit 1921 im Ruhestand lebt. War der in Neuß. Obwohl er vier Jahre jünger ist als ich, habe ich ihn sehr gut gekannt, besonders zur Zeit, da ich mein erstes Latein etc. bei Pfarrer Stein in Hoisten lernte. Sollten Sie ihn gelegentlich sehen, so übermitteln Sie ihm meine herzlichsten Grüße.

Hier sind die Zeiten sehr schlecht. Es herrscht große Arbeitslosigkeit. Dazu kam letztes Jahr die große Dürre, so daß fast nichts gewachsen ist. So etwas habe ich in den 57 Jahren meines Hierseins noch nicht erlebt. Infolgedessen herrscht hier großer Mangel und noch größere Unzufriedenheit. Die Verbrechen mehren sich gewaltig, obwohl der „gute" Onkel Sam sich Mühe gibt, das Verbrechertum auszurotten. Unsere großen Zeitungen kritisieren andere Länder und versuchen sie lächerlich zu machen; Die sollten bei sich selbst anfangen. Was die Zeitungskorrespondenten zusammenlügen, grenzt an das Unglaubliche. Lüge drauf los, etwas bleibt haften, besonders beim hiesigen, unwissentlichen Volke, das alles glaubt, was gedruckt ist.

Wir gehen langsam dem Frühling entgegen. Gestern war es fast wie im Mai, heute aber weht wieder ein sehr kalter Nordwestwind mit Frost.

Mit freundlichem Gruß

Ergebenst

P. Hermann Mengwasser OSB."

* * *

„. . . den Edelstein der Dichtung hat".

Dichten ist ein miserabeles Geschäft, das ist keine Frage, und wer Dichter „im Hauptberuf" ist, der hat sich zu einem bösen Beruf bekannt; das war schon immer so, und das wird vermutlich auch so bleiben. Gewiß gibt es Ausnahmen; so hat man Goethe für die Herausgabe seiner gesammelten Werke von Gotha aus 200 000 Taler geboten: aber das war ja auch Goethe. Viel besser noch ging es übrigens den Dichtern von „Charleys Tante", die täglich eine Zeit lang 100 000 Mark einnahmen, und das steigerte sich so sehr, daß die Autoren eine Charleys-Tante-Verwertungs-G. m. b. H. aufmachten.

(Daß Beethoven für die „Eroika", die F-Dur-Sonate, die Apassionata und noch drei weitere Kompositionen nur zusammen 2000 Gulden Einnahme hatte, das gehört zwar nicht direkt hierher, aber es paßt doch nebenbei hierhin!)

Aber wir sprachen vom Dichter, der es besonders schwer gehabt hat zu allen Zeiten; kein Wunder, wenn dann also ein Dichter, gewitzigt durch die Erfahrung, daß meistens erst die Nachwelt dem Dichter Kränze zu flechten pflegt, seinen „Vertrieb" selbst in die Hand nimmt; ein Bekannter schickt mir dieser Tage einen Kreuzbandumschlag, auf dem zu lesen stand: „Deutscher Dichter verkauft ordnungsgemäß! Preis 10 Pfennig. Ehret die Künste." Und in diesem Streifband darinnen lag eine Auswahl Gedichte dieses ordnungsgemäß verkaufenden Dichters, etwa alle in dieser Preislage:

„Feierlich den schönen Stunden
Wird da bleiben ewig jung,
Was im Leben Du gefunden
Schweifend die Erinnerung —"

So geht es dann in dieser Weise weiter, und wenn man dann die Gedichte des deutschen Dichters gelesen hat, dann stellt man fest, daß der Preis von 10 Pfennige für gesammelte Werke eines Dichters tatsächlich angemessen ist; vielleicht ist er noch zu hoch. Das Schlimme aber bei solcher „Literatur" ist, daß der Mann mit dem zeitgemäßen Preis und mit der zeitgemäßen Art, Poesie zu verkaufen, bestimmt mehr verdient, als andere wirkliche Dichter, die weder ordnungsgemäß noch überhaupt „verkaufen."

Der Komponist von „Ausgerechnet Bananen", jenes herrlichen Gesanges und Tanzes, hat übrigens 4 Millionen Dollar (1 Golddollar gleich 4,20 Mk.) verdient.

Wie sagt Hebbel doch noch: „Ich verstehe die Welt nicht mehr!" Hat er aber auch heute noch Recht, dann sollte der Streifbanddichter es auch noch zu immerhin 1 Million Goldmark bringen; denn auch seine Verse sind Quatsch!

Diaz.

Wenn das nicht zieht . . .

Die berühmtesten Küchenchefs Südamerikas haben vor nicht langer Zeit eine „Hilfsgesellschaft gastronomischer Künstler" gegründet, die sich abgekürzt „Bagamas" nennt und denjenigen Hausfrauen, die bereit sind, stellungsloses Küchenpersonal durch gelegentliche oder dauernde Arbeitsaufträge zu unterstützen, kostenlose Unterweisung in der feinsten Hotelküche erteilt. Fünf der besten Küchenkönige gewähren zweimal im Monat je drei Stunden lang in Buenos Aires diesen Unterricht. Jeder Hausfrau wird ohne großen Kostenaufwand ein erstklassiges Mittagessen zubreitet, wobei ihr jede Speiseingredienz genau erklärt und vorgeführt wird. So ist es kein Wunder, daß sich die Bagamas in der argentinischen Hauptstadt einer besonderen Anziehungskraft erfreuen. An den Unterrichtstagen werden die Vorführungsräume von den Hausfrauen, jungen wie alten, geradezu belagert, denn welche dieser wissensdurstigen Frauen wüßte nicht aus eigener Erfahrung, daß die Liebe des Ehemannes auch durch den Magen geht?

Der strittige Brückenanstrich.

Ueber den Sestrefluß, der Finnland von Sowjetrußland trennt, für eine dem Eisenbahnverkehr dienende Brücke. Als nun kürzlich die Brücke neu gestrichen werden sollte, bestimmte die Räteregierung für den Anstrich besagter Brücke rote Farbe. Gleichsam als Symbol für das bolschewistische Rußland von heute. Ueber den Geschmack läßt sich bekanntlich im allgemeinen nicht streiten, über diese Geschmacksrichtung der russischen Regierung wurde indessen gestritten. Die finnische Tiefbaubehörde weigerte sich entschieden, die von den Russen vorgeschlagene rote Farbe für den Brückenanstrich zu verwenden. Schließlich einigte man sich auf mittlerer Linie. Die Brücke wurde nur zur Hälfte gestrichen, und zwar, da diese Hälfte bereits auf russischem Gebiet liegt, in der den Finnen verhaßten roten Farbe.

Karl-Horst Behrendt:

Der Malte Gau

Eine Fischergeschichte, die auf Hiddensee spielt

Malte ging vom Hafen heim.

Ueber die Wiesen ging er. Mit schwerem Schritt. Der Sumpfboden gluckste, und die halben Holzschuhe klackten, wenn Malte über die schmalen Wassergräben sprang.

Der Abend lag in der Luft voll Ruhe und Besinnung. Noch offenbarte sich die Insel in der Schönheit des Tages. Drüben schäumte das Meer den Strand entlang und den Strand herauf, die Wellen kamen aus der Unendlichkeit. Im Westen das Wasser ohne Grenze, und hier der Bodden, der liebliche Bodden. Rügen sah als zentimeterniedrige Silhouette herüber.

Der Wind sang ein Schlummerlied. Der Strandhafer wiegte sacht wie im Traum.

Malte ging heim, schlug vor Uebermut dem Hübner hart an die Scheibe, grüßte dem Vater Schluck zu, der vor der Tür seine Pfeife qualmte. Ein Brummen war die Antwort, ein Brummen sollte sein: 'n Abend, der Malte Gau.

Ja, so hieß er immer: der Malte Gau. Der. Und dies eine Wort enthielt die Persönlichkeit, die Achtung und den Wert, war der Ausdruck von allen dreien.

Nacht deckte die Insel zu. Da brannte ein Licht, ein schwaches nur, aber für Maltes Augen war es ein leuchtender Stern, war ja sein Heim. Mit großen Sprüngen war er über die Netze weg, die auf der Erde trockneten. Dann pfiff er wie der Strandläufer, wenn er hastig forttrippelt oder wenn er über Meer und Dünen vor Freude schwingt. Zweimal pfiff Malte und noch einmal und zum viertenmal und es folgte ein Ruf:

„Gise, Gi—i—se."

Jemand zog drinnen die Gardinen vom hellen Fenster. Malte lachte und unkte laut den Unkenruf der stillen Nächte. Malte benahm sich wie ein großer Junge. — — —

Malte und Gise waren Mann und Frau. Seit einem Jahr schon. An einem Maientag hatten sie Hochzeit gemacht. Lang war ihr Zug zur Kirche im nächsten Ort und feierlich gewesen. Die Sonne hatte es gut gemeint, aber der arge Wind hatte den Fischersfrauen unter die Röcke geblasen, daß manche juchten, still in sich hinein. Quer über die Wiesen waren sie wieder heimgegangen, als der Herr Pfarrer ihnen die Ringe getauscht. Malte und Gise — beide allein.

Die Insel hatte das Festkleid angezogen, aber keins mit Flitter und Talmi und dem fremden Schmuck der fahrenden Trödler. Nein — Hiddensee hatte Tracht an. Im Saft und Grün strotzten die Wiesen, hellgelb glänzte der Ginster, der Weißdorn blühte, und der Schwarzdorn auch. Und Thymianduft stieg in die Nase.

Da waren die beiden Menschen dem strengen Hochzeitszug vorangesprungen mit frohem Jubel. Plötzlich hatte der Malte Gau seine junge Frau hochgehoben und in seine Arme gelegt. War mit ihr über die Gräben gesprungen. War mit ihr nach Hause gerannt. War gestürmt an den Fischerkaten vorbei, an den tiefen Strohdächern entlang. Und bei jedem zehnten Schritt hatte er der Gise einen Kuß gegeben. Sie hatte immer gezählt.

Wo da die Würde blieb! Die Fischer hatten den Kopf geschüttelt. Aber bedächtig, damit keine Funken aus der Pfeife fielen.

Das war vor einem Jahr . . .

Nun nähte die Gise schon winzige Kinderhemden. An den Abenden saß sie mit Malte am Tisch und nähte, und beide sprachen vom Kinde. Einmal fragte sie, wie es wohl heißen solle. Da hatte Malte das Hausbuch vorgekramt und geblättert und mühsam an Buchstaben herumgeraten und wieder geblättert, und schließlich hatte er gesagt:

„Ewald sull sin Nam sin."

Ja. Ewald Gau. Das war vor langen Zeiten ein starker Mann der Insel. Sein Rat war geschätzt und seine Hand begehrt. Sechs Fischkutter waren sein eigen und viel Land und viele Kühe und — und —. Malte las nur sechs Fischkutter. Himmel, sechs! Wenn die sein Sohn auch kriegen sollte! — Ewald heißt er. Ewald stand fest. Aber wenn nun ein Mädchen — grell lachte Malte den Gedanken in den Wind.

Gise sagte kein Wort dazu. Sie dachte an ihren Namen. Gisela — so hatte sie ihr Vater getauft. Er hielt das für städtisch-schön, viel, viel schöner als Anna oder Elfriede oder Marie. Gisela! Aber niemand hatte sie jemals so gerufen — außer dem Herrn Pfarrer und dem Vater — und der war früh gestorben. Gise hieß sie einfach, Gise.

Wochen später.

Wieder war es Abend. Der Fischer Malte Gau reffte die braunen Segel. Otto Witt sprang auf das Bollwerk, und Heinrich Timm warf ihm das Tau zu, der alte, treue Kutter war geborgen. Von Westen zogen schwarze Wolken auf, und eine unheimliche Ruhe lastete auf dem Wasser, und dem Malte saß eine Angst in der Kehle. Warum — aufkommende Unwetter hatte er doch schon als grüner Junge nicht gefürchtet? Warum, warum nur! Den Grund kannte er selbst nicht.

Die drei Männer schleppten den Fang an Land. Schollen.

Dann eilte der Gau los. Eine dunkle Ahnung trieb ihn. Stolperte durch eine aufgewühlte Wagenspur. Hastete vorwärts. Da in seinem Haus brannte ja heute kein Licht. Dunkel lag es im Dunkel. Malte riß die Tür auf. Es roch nach Rauch. Qualm drang aus der Küche. In der Stube stöhnte Gise auf dem Bett. — Das Kind.

Malte sperrte die Fenster offen und lief zum Doktor. Draußen fielen die ersten Tropfen wuchtig und schwer. Dann dröhnte der Donner los, und der Regen goß herunter. Der Wind wurde stärker, wurde heftiger, wurde stark, wurde Sturm, wurde Orkan, schlug die Fenster in den Rahmen, daß Scheiben klirrten, pfiff über den Schornstein, daß es im Rauchfang aufheulte. Dumpf und voll Grauen.

Der Arzt kam und blieb bei Gise diese Nacht des Schreckens und diese Stunden der Qual.

Die Natur war in wildem Aufruhr. Das Meer schleuderte seine Wellen bis in die Dünen hinein. Der

schwarze Himmel hatte Bündnis mit dem schwarzen Meer geschlossen, und aus dem Dunkel zuckten die strahlenden Feuer, zischten die Blitze im Zickzack. Die Einschläge rollten und polterten heran und weiter.

Diese Unwetternacht grub den Menschen, die um Habe und Gut und um das Leben lieber anderer bangen, harte Falten um den Mund. Malte saß zusammengekauert, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, und die Hände hielten den Kopf, als ob sie das Dach auf dem Haus halten wollen. Stundenlang saß er so.

Gegen Morgen hatte das Toben draußen ein Ende. Das Licht brach durch. Und da kam auch der Junge an. Gise hatte ein glückliches Lächeln auf dem Gesicht, das gab Malte den Mut zurück.

Um sieben lief der Sohn vom Heinrich Timm zu Malte. Er keuchte und kurz ging sein Atem. Malte sollte schnell zum Hafen kommen, sagte er.

Der Sturm hatte Maltes Kutter versenkt, die aufgescheuchten Wellen hatten das Schiff am Bollwerk zerschlagen, und es lag nun im nassen Grab. Nur ein zerrissenes Tauende zeigte die Stelle. Sonst störte nichts den Frieden des Hafens in der Morgensonne. Die Möwen hockten wie immer auf der weißen Sandbank dort, die bei Niedrigwasser frei war. Da ankerten die anderen Kutter, der vom Niemeyer, die von Freese. Einer fehlte.

Malte stierte vor sich auf die leere Stelle, und es ging ihm durch den Sinn: Ewald, sechs Kutter solle er haben und hatte nun keinen. Du eigenartiges Schicksal. —

An diesem Abend ging kein Malte Gau heimwärts, am nächsten auch nicht, und an vielen, die dann kamen, ebenfalls nicht. Das Dorf hielt ihn für tot. Aber Gise ging nicht in Trauer.

Und an einem Sonntag im Juli kam der Postbote in Gises Haus und brachte einen Brief mit fremder Marke. Malte hatte ihn geschrieben. So begann er: „Ick bünn man jetzt in Swed'n . . ." Und so schloß er: „Malte kümmt bald wedder!" Viel mehr stand nicht drin, aber Gise las jedes Wort ein Dutzend Mal und dann tanzte sie und schwang den lütten Jung auf dem Arm.

Nach drei Monaten.

Da ging der Malte Gau wieder über die Wiesen der Heimat, sprang wie ein Schuljunge über die frischgeteerten Netze am Boden und über die Gräben. Das Wasser quatschte. Und als er zwanzig Meter vor seinem Haus stand, pfiff er schrill wie der flinke Strandläufer, wenn er über der See tummelt. Dreimal, viermal. Brüllte dann „Gise, Gi—i—se" und unkte tief wie ein Unkengroßvater. Da flog die Gise aus der Tür und ihm an den Hals.

Am Abend schritten die beiden wieder wie damals über die Wiesen und über die Heide in der Blüte und durch den losen Dünensand. Hand in Hand wie versprochene Liebesleute. Malte erzählte aus der Fremde, und Gise hörte ernst zu. Malte erzählte, wie das Unglück mit dem einzigen Boot ihn kopflos gemacht und vertrieben hatte, und als Gise ihm fest die Hand drückte, fühlte Malte Trost und Hoffnung, Verpflichtung zu neuer Arbeit und den Halt der Frau. Arbeiten wollte er und schuften für Gise und das Kind. Still schwor er es der Frau in die Hand, als sie heimgingen den steinigen Strand lang.

Der Seewind zerwühlte sein Haar und zauste wieder an Hosen und Jacke herum. Und Malte empfand die Frische und die Reinheit und es war ihm, als ob heute seine neue Ehe beginnt. Sechs Fischkutter soll er haben, der Ewald, sechs

Dann lachten sie das hoffnungsfrohe Lachen des ersten Tages.

Ein netter Fußballklub

Von Melis Stoke

„Ich bin heute mit der Straßenbahn aus der Stadt gekommen", sagte Frau Emilie stolz bei Tisch zu ihrem Manne.

Er brummte etwas wie „Gut so" und aß weiter.

Das Thema der Fahrspesen war in der letzten Zeit wiederholt das Streitobjekt häuslicher Gespräche gewesen.

Frau Emilie war nämlich gewöhnt, in Taxis zu fahren. Herr Brinkmann dagegen nahm immer die Straßenbahn, wenn er nicht vorzog, zu Fuß zu gehen.

„Eins der ersten Dinge, an denen sich sparen läßt", hatte er schon vor langer Zeit erklärt, „sind deine Autofahrten. Nimm die Trambahn, wie ich, oder laufe."

Wochenlang hatte sie sich gewehrt, aber am gestrigen Abend hatte er so jämmerlich über den Rückgang seiner Einkünfte geklagt, daß sie ihm versprach, fortan keinen Pfennig mehr unnötig auszugeben, auch nicht für Taxis, und wenn sie noch so billig wären.

Dies war der Grund, weshalb sie auf ihre Konsequenz so stolz war.

„Das ist noch nicht einmal das Schönste", fuhr sie fort, „ich bin umsonst mit der Straßenbahn gefahren, denk mal an . . ."

„Wie ist das möglich?" fragte er mißtrauisch und mit dem Gefühl, daß sie sich allzusehr herausstreichen wollte.

Es war eine ganze Geschichte. Heute nachmittag hatte Frau Emilie, wie schon öfter, kein Geld bei sich gehabt. Da habe ihr der freundliche Schaffner gesagt, er wolle noch ein paar Haltestellen warten, vielleicht, daß ein Bekannter einsteigen und ihr aushelfen würde.

„Aber es stieg natürlich niemand ein, den ich kannte", erzählte Emilie, „und ein Herr auf dem Hinterperron hat für mich bezahlt."

„Was für ein Herr?" fragte der Gatte.

„Das weiß ich nicht. Der Schaffner sagte es mir, und ich konnte es doch nicht ablehnen."

„Hm", war alles, was Herr Brinkmann sagte.

Und nochmals fragte sie, strahlend vor Genugtuung, ob sie nun nicht billig und sparsam wirtschafte.

Eine Viertelstunde später kam das Hausmädchen herein und meldete, daß ein Junge draußen sei, der um das Geld bäte, das sein Vater in der Straßenbahn für die gnädige Frau ausgelegt habe.

Emilies Mann lachte herzlich und bat das Mädchen, dem Jungen das Gewünschte zu geben und ihm nochmals für die Aufmerksamkeit seines Vaters zu danken.

„Merkwürdig", sagte er nur noch, „daß der Herr deine Adresse wußte."

„Vielleicht ist er mir nachgegangen . . .?"

Noch war keine halbe Stunde verstrichen, als das Hausmädchen wiederum erschien und mitteilte, daß ein Junge da sei, um das Geld abzuholen, das sein Vater für Frau Brinkmann verauslagt habe.

Stumm erstaunt sahen beide einander an.

„Und doch . . . ich schwöre es, es ist nur einmal passiert", sagte die Hausfrau verstört.

Zehn Minuten später kam wieder ein Junge, und so noch sechs.

Ohne Zweifel hatte man es mit einer Bande von Betrügern zu tun, die gemerkt haben mußten, daß ein Fremder das Fahrgeld bezahlt hatte, und die nun darauf spekulierten, daß man sicherheitshalber jedem die Ehrenschuld zurückzahlen würde, der darauf Anspruch erhob. — „Alles zusammen", sagte Herr Brinkmann, „haben wir nun schon ein paar Mark ausgegeben. Nun habe ich genug davon. Da wärst du billiger fortgekommen, wenn du dir eine Taxe genommen hättest."

Indessen schien der Zulauf beendet zu sein, und als es kurze Zeit darauf wieder an der Haustür läutete, atmeten beide erleichtert auf, als es ihr Freund Stevens war.

„Guten Tag", sagte er, „bist du gut nach Haus gekommen, Emilie?"

„Wieso . . .?" fragte sie argwöhnisch, doch ihr Mann begann sofort die Geschichte von dem Fahrgeld zu erzählen, das sich vermehrt hatte wie eine Kaninchenfamilie.

„Wenn noch einer kommt", schrie Herr Brinkmann, „rufe ich die Polizei an! Nicht einen Pfennig bezahle ich mehr!"

Da sagte Stevens ruhig:

„Auf die Gefahr hin, daß du mich hinauswirfst, muß ich dir mitteilen, daß ich die zehn Pfennig bezahlt habe. Ich sah Emilie vorn im Wagen sitzen, aber ich hatte keine Zeit mehr, zu ihr hinzugehen, und mußte aussteigen."

„Also du warst es?" riefen beide überrascht.

Herr Brinkmann hatte bereits in seine Westentasche gegriffen, doch Stevens führte die Hand an die Stirn und sagte nachdenklich:

„Nun du mir das alles erzählst, erinnere ich mich, daß ein paar Bengels neben mir auf der Plattform standen, die darüber sprachen, daß sie einen neuen Fußball nötig hätten . . . . Die haben sich die Gelegenheit zunutze gemacht . . ."

„Ich muß sagen . . . ein netter Fußballklub . . .", meinte der Hausherr.

DIE SEITE DER FRAU

Im Dienste der Kranken.

Das große, schöne Sankt-Elisabeth-Krankenhaus in Köln-Hohenlind liegt hell und beruhigend in seinem weiten Park; seine Bäume sind zwar noch kahl, aber in den Aesten schwebt erste, milde Frühlingsluft und die Fenster der Krankenzimmer sind weit geöffnet. Wir grüßen den Gekreuzigten in der Kapelle, auf die unser Blick zuerst trifft, wenn wir den Omnibus verlassen. Er weiß um die vielen und bitteren Schmerzen und Leiden, die in diesem Hause ertragen werden müssen, die leichter ertragen werden durch die liebevolle und unermüdliche Sorge und Pflege von Aerzten und Schwestern.

Um den jungen katholischen weltlichen Krankenpflegerinnen Kraft und Vertiefung aus religiösem Erleben zu vermitteln, hatte der Diözesan-Karitas-Verband für die Erzdiözese Köln und das Karitas-Institut Köln-Hohenlind Pflegerinnen und Pflegeschülerinnen zu einem Einkehrtag eingeladen. Es ist das erstemal gewesen, daß Krankenschwestern der verschiedensten katholischen Berufsorganisationen zu einem solchen Tage der Einkehr und der Besinnung zusammengekommen sind. Ideale Begeisterung liegt auf den jungen Gesichtern, die nicht geringer geworden ist in den Zügen der älteren Schwestern.

In der ernsten Krypta, die noch ernster wird durch das violette Priestergewand der Vorfastenzeit, beginnt der Tag mit der heiligen Messe. In der Ansprache erklärt Msgr. van Acken den Sinn dieses Einkehrtages. Die Seele soll ein Hochgefühl von der Erhabenheit des schönen Berufes einer Krankenpflegerin mit hinübernehmen in den Alltag des schweren Berufes, sie soll nicht verzweifeln und ermüden in der täglichen Sorge und Mühe der Arbeit, sondern sich innig verbunden fühlen mit der Mutter Kirche, im Kampf gegen den Unglauben, in einer einzigen großen katholischen Front. Das Gefühl der geistigen Verbundenheit untereinander, das Schwestersein, das gegenseitige Helfen in der Liebe zu Christus und Maria wird Mühen, Gefahren und Leiden zu überwinden vermögen. So wie der Samen des Sämanns im Evangelium des Sonntags Sexagesima, der auf guten Boden fällt, hundertfältige Frucht trägt, so möge der Einkehrtag fortwirken in den Herzen der Schwestern.

*

Der geräumige Unterrichtsraum, der den Namen des heiligen Laurentius trägt, und der ganz gefüllt ist, nimmt die Schwestern auf. Domkapitular Prälat Dr. Lenne, der Vorsitzende des Diözesan-Karitas-Verbandes, spricht über die Wichtigkeit des Berufsethos. Wir müssen uns Rechenschaft geben über den Geist, aus dem wir unsere Lebensaufgabe betrachten. Der kennt die Zeit schlecht und fühlt ihren Puls nicht, der nicht merkt, daß an allen und am Letzten gerüttelt wird. Nur der wird standhalten, der seine Entscheidung im Lichte höherer Lebensauffassung, in der Lehre des Heilandes trifft, und nicht derjenige, der in materialistischem Diesseitssinn oder in pessimistischer Ablehnung der irdischen Welt denkt und handelt. Das Christentum steht dem alten und dem neuen Heidentum entgegen. Christus sagt: „Ich bin die Wahrheit". „Ich bin bei euch, alle Tage des Lebens." Er läßt uns heute nicht allein, wie er uns in keinem Jahrhundert alleingelassen hat. Die Grundlage jedes Berufseinkehrtages ist, Antwort zu geben auf das Woher und Wohin, auf Ziel und Sinn des Lebens. So mögen die Schwestern das Leuchten Gottes mitnehmen, in das Leid der Welt, Licht aus der höheren Welt, Bejahung um des Ewigen willen, damit sie die Schwere ihres Lebensweges ertragen.

Msgr. van Acken sprach nun über die Aufgabe der Krankenpflegerin heute. Zwei Extreme stehen als Grenzen: die ganz von Gott durchdrungene, immer leuchtende, immer bereite — ein Idealbild, auf der anderen Seite das Schreckbild jener „Schwester", die ein Krankenhaus als Reparaturwerkstätte ansieht, sich selbst als Mechaniker, der die Maschine Mensch mit mehr oder weniger Geschick wieder zusammenflickt. Irgendwo dazwischen steht jede Krankenpflegerin. Die katholische Krankenschwester muß immer wissen, daß ihrer Hand Geschöpfe Gottes anvertraut sind. Leidende, Kranke, in einer Zeit des übertriebenen Heroismus genau so wie in einer Zeit weicher Humanitas. Das allein Entscheidende ist die unsterbliche Seele, der Geist muß zum Körper kommen, über dem natürlichen Blut dürfen wir das Blut des Erlösers nie vergessen. Nur aus tiefster Verankerung in Gott kann der schwere Beruf der Krankenschwester wirklich erfüllt werden, die hart sein muß und weich, schweigsam und unterhaltend, den Sterbenden Hilfe, den Genesenden Ermunterung, dabei ständig der Gefahr der Verrohung ausgesetzt, Blut allein reicht auf die Dauer nicht aus. Glaube, Opfergesinnung, die Gnade Gottes und die letzte Tiefe in Gott werden zu neuer Kraft, unerschütterlicher Treue und innerer Freude im Beruf verhelfen.

*

„Arzt und Krankenschwester, Seelsorger und Krankenschwester, Krankenschwester und Krankenschwester" war das Thema des aus reicher Erfahrung schöpfenden Vortrags des Kamillianer-Paters Fischer (Freiburg). Der Verhältnis zwischen Arzt und Pflegerin soll innerhalb und außerhalb der Arbeit immer getragen sein von Achtung, Gehorsam, Klugheit und Takt. Ganz besonders im Dienst ist die Anordnung des Arztes maßgebend; treue und korrekte Ausführung der Anweisungen, restlose Hingabe an die Pflicht, ohne Voreingenommenheit, ohne Eigenliebe, ohne Fahrlässigkeit: das ist die Aufgabe der Pflegerin. — Naturgemäß ist der Arzt der erste und wichtigste am Krankenbett, und nach ihm die Pflegerin. Aber gerade beim Kranken ist meist eine starke Sehnsucht nach seelischem Trost. Da beginnt das Laienapostolat der Schwester. Sie kann Wegbereiterin für den Priester sein, Spenderin der Nottaufe, Helferin auf dem Wege in die Ewigkeit, wenn kein Priester mehr gerufen werden kann.

Die Krankenschwester steht meist nicht allein, sondern in einer Berufsgemeinschaft. Sie muß ihre Berufsehre hochhalten, den berufsständischen Gedanken pflegen, sie muß kameradschaftlichen Geistes sein, Familiensinn haben, nicht nur während der Arbeitsstunden, sondern genau so sehr in der Freizeit und im Urlaub. Denn der Stand wird beurteilt nach dem Benehmen des einzelnen. Es gilt, einander zu dienen, mit hellhöriger Liebe mitzutragen an Leid und Kampf der Mitschwester. Für die Frau ist das vielfach schwerer als für den Mann, die Unterordnung persönlicher Meinung und Neigung unter den Gedanken der Arbeit ist nicht immer leicht. Wo die vornehme Gesinnung fehlt, ist die Zusammenarbeit furchtbar, die Kräfte gehen der Berufsarbeit verloren. Brückenbauer müssen wir sein. Gerade die Krankenschwester, sie soll Brücken bauen zu den gemeinsam Arbeitenden, zu den Kranken und Sterbenden zu Gott.

*

Eine Stunde frohen schwesterlichen Zusammenseins im Albertus-Magnus-Saale und eine Segensandacht in der liturgisch-eindrucksvollen Krankenhauskirche schloß diesen Tag zu voller Rundung. Dieser erste Einkehrtag möge Kreise ziehen wie ein Stein, der ins Wasser geworfen wird, am Wirkungskreis der einzelnen und auch in anderen Städten Deutschlands, so daß eine starke katholische Kraft des Glaubens und der Liebe alle umfaßt, die im Dienste des kranken Mitmenschen ihre hohe Lebensaufgabe erwählt haben.

Der Speisezettel

Ein wichtiges Problem

Das amerikanische Ernährungsamt gab kürzlich als Richtschnur für eine vollwertige Ernährung folgendes bekannt:

„Beim praktischen Plan einer Diät oder des Nahrungsbedarfes einer Familie ist es notwendig, vor allem auf eine genügende Zufuhr derjenigen Nahrungsmittel bedacht zu sein, die uns hauptsächlich als Lieferanten von Mineralstoffen und Ernährungsstoffen bekannt sind, und erst danach müssen wir das noch Fehlende an Eiweiß und Kraftzufuhr durch irgendwelche geeignete Nahrungsmittel decken. Die für die Diät verantwortlichen Personen sollten vor allem für eine genügende Zufuhr an Milch, Gemüse und Früchten sorgen; dann erst kann man Zerealien, Fleisch, Fette und Süßigkeiten nach Geschmack, Börse, Verwertungsvermögen und Bedarf im einzelnen hinzufügen. Als sehr nützliche Hausregel hat sich folgende Berechnung der Ausgaben für die tägliche Nahrung erwiesen: ein Viertel des Kostgeldes soll für Milch, zwei Viertel für Kartoffeln, Gemüse und Früchte ausgegeben werden; für das letzte Viertel mag man Fleisch, Fisch, Eier, Fett, Zerealien und Süßigkeiten besorgen."

Ragnar Berg, der bekannte Ernährungsfachmann, stellt folgende Faustregel auf: Iß fünfbis siebenmal soviel Kartoffeln wie Fleisch und siebenmal soviel Gemüse und Früchte wie Brot, Hülsenfrüchte, Eier und Mehlspeisen.

Er und viele andere warnen immer wieder vor dem Abbrühen der Gemüse. So behauptet Berg, daß die meisten Sünden bei der Zubereitung von Gemüse begangen werden.

Eine amerikanische Kommission, die die Verhältnisse im Jahre 1920 in Wien studierte, fand, daß die Hungersnot unter den Wiener Kindern hauptsächlich darauf beruhte, daß die Gemüse abgebrüht wurden und die natürliche Gemüsebrühe durch Wasser und Mehlbrei ersetzt wurde.

Dadurch war aus einer mageren, aber gesunden Kost in jeder Beziehung eine Hungerkost geworden, die außerdem noch krankmachend wirkte. Schon das Weglassen von Mehl und das Verabreichen von Gemüse in unabgebrühtem Zustande genügten, die Kinderkrankheiten zu beheben und die Kinder wieder zunehmen zu lassen. O, über die Torheiten mancher Hausfrauen, die es verstehen, auch die gesundeste Nahrung in Gift zu verwandeln! Auf der Hygiene-Ausstellung in Dresden 1921 wurde das Abbrühen der Gemüse in handgreiflicher Darstellung vorgeführt, dazu wurde eine Broschüre gratis verteilt; daraufhin bekam Ragnar Berg von einer Frau einen anonymen Brief: „Der natürliche Geschmack der Gemüse sei nicht zu ertragen; deshalb müsse man die Gemüse abbrühen und sie dann durch Gewürze schmackhaft machen. Die fehlenden Stoffe könne man später durch künstliches Nährsalz ersetzen." Dieser Brief spiegelt die ganze Unwissenheit und Verantwortungslosigkeit dieser Hausfrau wieder.

Außer Essig und Oel...

Verschiedene Arten, Salate zu bereiten

Statt des Essigs wählen wir — vor allem bei feinen Grünkräuter- oder Obstsalaten — mal Zitronensaft. Auf drei Eßlöffel Oel nehmen wir einen Eßlöffel Zitronensaft, Salz und Pfeffer.

Noch delikater: statt Oel süße oder saure Sahne, genau wie oben auf drei Eßlöffel Sahne einen Eßlöffel Zitronensaft, Salz und Pfeffer.

Für frische Kräuter und Grünsalat schmeckt besonders gut die Tunke, die statt des Oels feingewürfelten, ausgelassenen Speck enthält, der warm mit dem Essig vermengt wird und schnell zubereitet und gegessen werden muß.

Oh, diese Strümpfe!

Wohl jede Frau und jedes Mädchen hat schon mit Neid an „zwei rechts und links" gestrickte Strümpfe gedacht beim Anblick endloser Laufmaschen oder schon wieder durchgestoßener Strumpfspitzen. Aber wir tragen nun einmal keine selbstgestrickten Strümpfe und müssen uns mit den wunderschönen, aber ach, so dünnen, seidenen abfinden.

Es gibt aber kleine Kunstgriffe, deren Beachtung auch die dünnste Seide wenigstens etwas schont: Seide will nur lauwarm gewaschen werden. Ein gutes, mildes Waschmittel muß benutzt werden. Auch das Spülwasser soll lauwarm sein. Dann lieben die Seidenstrümpfe ein zweites Spülen in Essigwasser und ein drittes schließlich in kaltem. Für ein liebevolles Einrollen in Tücher sind sie besonders dankbar; erst nach einer Stunde Eingerolltsein hänge man sie über eine Stuhllehne (ein Strick macht einen zu scharfen Knick). Sie schätzen beim Trocknen weder die pralle Sonne noch die direkte Nähe des Ofens. Will man sehr gute Strümpfe nachfärben, so verwende man Kaltfärbemittel. Teeabsud ruft ein lichtes Braun hervor.

Ein guter Weg zu guten Strümpfen ist auch folgender: man kaufe sich mehrere Paar von der gleichen Farbe und Qualität. Hat man mit einem Strumpf Pech, so kann man das Paar durch einen anderen von der gleichen Art ergänzen. Man kommt mit dieser Sparmethode ziemlich weit.

Die praktische Hausfrau

Mein Hausanzug — für alle Gelegenheiten

Der Pyjama hat sich nun auch den Arbeitstag der Frau erobert. Sehr schön und besonders praktisch ist die glatte, schwarze Hose, die mit einem gutsitzenden Oberteil gearbeitet ist und seitlich durch Reißverschluß geschlossen wird. Die Träger können nicht hindern und rutschen, da sie im Rücken gemeinsam durch einen Ring gezogen sind und jeder Bewegung nachgeben. Für diese glatte, sehr weite und sehr kleidsame Hose gibt es ergänzende Oberteile, die den Anzug für jede Tageszeit und jede Gelegenheit passend erscheinen lassen. Ein gestricktes, kariertes Westchen, mit breitem roten oder grünen Gürtel, ist warm und doch luftig, also gut geeignet für Arbeiten in Haus und Garten. Ein leichtes, gepunktetes Seidenjäckchen mit kurzem Aermel ist ein richtiger „Sonnenanzug". Die weiße Pikeeweste ist schon fast „offiziell", und die buntgeblümte, reich gerafft Seidenbluse ist ein eleganter Abendanzug.

Was dürfen wir tragen?

Kleine Ratschläge und Winke

Die enganliegenden Kleider für Tag und Abend entsprechen dem Modegesetz von heute. Sie setzen aber eine tadelfreie Gestalt voraus, darum sollten alle Frauen, die zur Fülle neigen, ein wenig von der Modevorschrift abweichen und die Kleidung loser arbeiten lassen. Je weniger der Schnitt die Körperform unterstreicht, umso größer ist die Illusion der Schlankheit.

Man trägt auch viel Silber- und Goldbesätze für den Abend. Jede Frau sollte eingehend prüfen, ob der leuchtende Goldton, der als Kragen ihren Hals umschließt, nicht die Farben ihres Gesichts „totschlägt", so daß sie blaß und alt erscheint. Weniger gefährlich ist das stumpfe Gold und das matte Altsilber. Allerdings muß man hier wieder darauf achten, daß bei jugendlichen Frauen der Besatz nicht zu „würdevoll" und steif wirkt.

Spitzenblusen, die in Verbindung mit einem schlanken, engen, dunklen Rock einen korrekten Anzug für Tee und Abend darstellen, dürfen niemals streng gearbeitet werden. Das Material verlangt nach Weite, gepufften Aermeln und weichen Jabots. Am kleidsamsten sind die mattgelben und teefarbenen Töne, die die Farbe des Gesichts besonders frisch und zart erscheinen lassen.

Schößchen an den Blusen sind am kleidsamsten, wenn sie möglichst enganliegend gearbeitet werden. Abstehende Schößchen wirken nur an überschlanken Gestalten gut. Für vollere Figuren ist dann schon der lange Kasak praktischer, zumal wenn er bis zum Hals hoch hinaufreicht und mit schmalem Stehbörtchen eingefaßt ist. Auch die stärkere Frau darf diese Kleidform tragen, wenn sie den Kasak nicht in der Farbe kontrastierend wählt, sondern nur in abstechendem Material anfertigt — beispielsweise tabakbrauner, stumpfer Noppenrock und gleichfarbiger Kasak aus glänzendem Crepe Satin, mit ein wenig lachsfarbener Seide am Halsrand und Aermeln gefüttert.

*

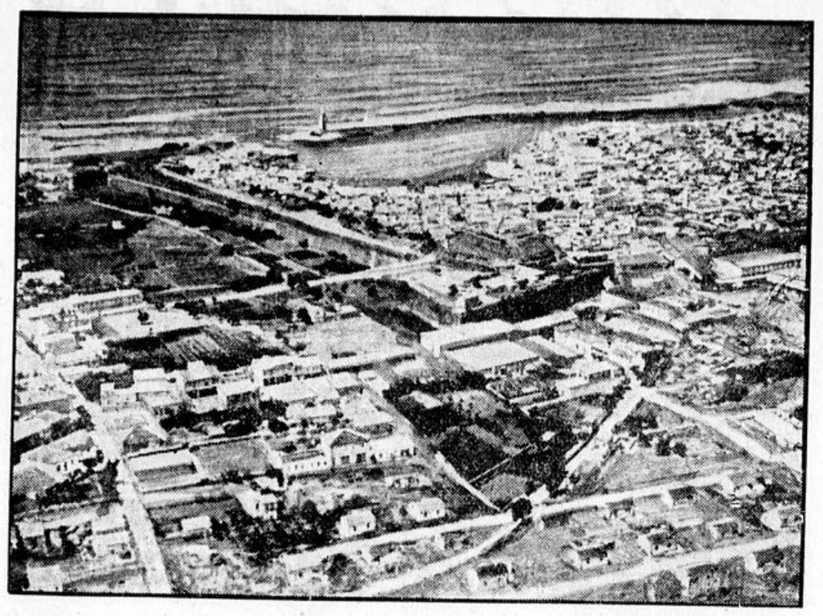
Was tun Sie, wenn...

hölzerne Gefäße zusammengetrocknet sind und das Wasser durchlassen? Man füllt sie mit Heu oder Stroh, legt einen Stein obenauf und gießt es voll mit Wasser. Wenn auch das Wasser abläuft, so bleibt doch das nasse Stroh zurück, das das Holz aufquellen läßt und so die Holzgefäße wieder verwendbar macht.

Gummiwaren hart und brüchig werden? Gummiwaren werden leicht hart, namentlich Schläuche und Ringe. Man kann sie wieder weich und geschmeidig machen, wenn man sie in Ammoniakwasser legt. Man rechnet auf zwei Teile Wasser einen Teil Ammoniak. Schon nach einer halben Stunde werden die Gegenstände wieder weich und können dann, nur mit einem Tuch abgetrocknet, wieder benutzt werden.

Bilder aus aller Welt

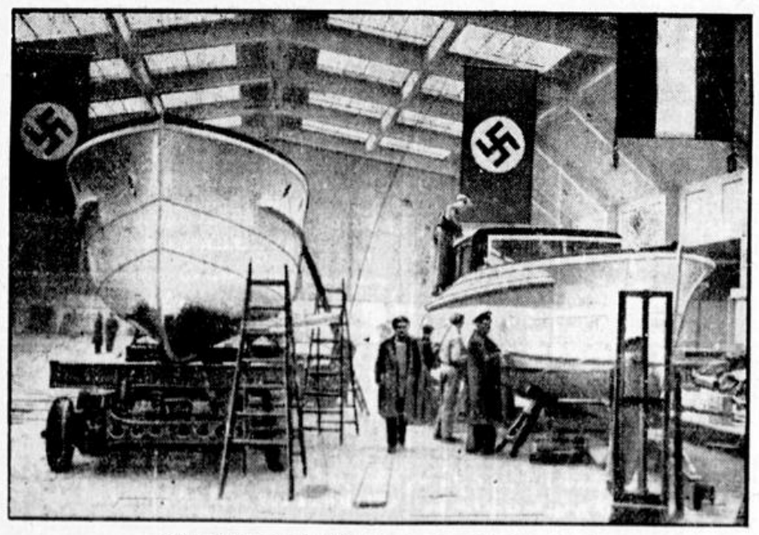
Zu den Rebellen-Unruhen in Griechenland.
Griechische Reservisten beim letzten Appell vor der Einschiffung nach Athen.



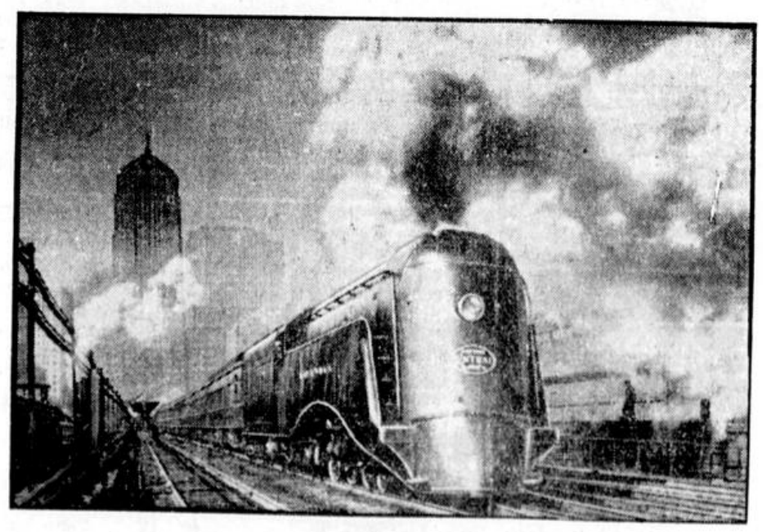
Der Mittelpunkt des griechischen Aufstandes.
Blick auf den Hafen von Canea auf der Insel Kreta, wo Venizelos in seinem Landhaus lebt und den Aufstand leitet.

Staatssekretär Meißner 55 Jahre.
Dr. Otto Meißner, Staatssekretär und Chef der Präsidialkanzlei, wurde am 13. März 1880 in Bischweiler (Elsaß) geboren.

Bild links:
Startfertig zum Manöver.
Das neugebildete Verfolgungsgeschwader der amerikanischen 17. Armee startete mit je zwei Maschinengewehren, Rundfunk- und Bombenabwurfanlagen vom kalifornischen Flughafen March Field zu einem Langstrecken-Manöverflug nach Montgomery (Alabama). Zu dem Geschwader gehören Boeing-Tiefdecker mit einer Tagesleistung von 1000 englischen Meilen.



Zur Eröffnung der Wassersportausstellung Berlin.
Vom 8. bis 17. März findet in der Halle I am Kaiserdamm die Große Berliner Wassersportausstellung statt, der diesmal im Hinblick auf die Olympischen Spiele besondere Bedeutung zukommt.



Stromlinienlokomotiven in New York.
Auf der Central-Eisenbahn-Linie von New York nach Toledo ist jetzt die erste amerikanische Stromlinien-Dampflokomotive eingesetzt worden. Unser Bild zeigt die neue Stromlinienlokomotive auf der ersten Ausfahrt aus dem New Yorker Bahnhof „La Salle Street".

Bild links:
Schmelings erste Begegnung mit Hamas in Deutschland.
Nach der Uraufführung des Schmeling-Ondrafilmes „Knock out" (Ein junges Mädchen — ein junger Mann) in Hamburg, an der auf Einladung Schmelings sein Gegner für den 10. März, Steve Hamas, teilnahm, wurde diese Aufnahme gemacht. Die Begegnung in der Hanseatenhalle wird jedenfalls erbitterter werden.

Bild rechts:
Zum italienisch-abessinischen Konflikt
Die militärischen Vorbereitungen Italiens im Zusammenhang mit dem abessinischen Konflikt nehmen ständig zu, und weitere Truppentransporte gehen nach Afrika ab. Die an dem Grenzzwischenfall beteiligten Offiziere und Eingeborenen wurden besonders ausgezeichnet. Unser Bild zeigt eine Kamelreiter-Patrouille Eingeborener in italienisch-Somaliland.

Bilderdienst:
Deutsches Nachrichtenbüro)

griechischen
s.
von Canea
vo Venizelos
ebt und den
t.

Ranöver.
Verfolgungs-
anischen 17
ei Maschinen-
nd Bomben-
kalifornischen
o zu einem
flug nach
). Zu dem
Boeing-Tief-
leistung von
len.

rste ameri-
t die neue
hnhof „La

Spielplatz der Jugend

Chinas Bollwerk gegen die Barbaren!

Wan-li-tschang-tscheng, die „große chinesische Mauer"

Das größte Bauwerk der Erde

ist die 2450 Kilometer lange chinesische Mauer

Aelter als die christliche Zeitrechnung, hat den Grundstein zu diesem gigantischen Befestigungswerk der Kaiser Schi-huang-ti gelegt, um China seßhafte, Jahrtausende alte Kultur zu bewahren vor den Einfällen räuberischer Nomaden. Es

beginnt südwestlich von Sou-schtou in Kansu und zieht sich — zweimal den Huang-ho überschreitend — in nordöstlicher Richtung hin bis zum Golf von Liau-tung, wo es in der besonderen starken Befestigung bei Schan-hai-kuan endet.

Im Jahre 221 vor Christi Geburt wurde der Grundstein zu diesem ungeheuren Wall gelegt. Mehr als 2000 Jahre steht er jetzt, zum größten Teil ausgezeichnet erhalten (obwohl im Westen und Süden als Baumaterial nur gestampfte Erde verwandt wurde) und heute noch nicht ganz ohne strategische Bedeutung. 2000 Jahre chinesischer Geschichte hat dieses Bollwerk gesehen, das das „Reich der Mitte" abschloß gegen die Ueberfälle seiner Nachbarn. Freude und Leid sind an ihm vorübergezogen, unerhörte Erfindungen wurden gemacht in seinem Schatten und Schutz, unendliche Not ist hereingebrochen über China und die Chinesen — — die Mauer aber steht! Fast 16 Meter hoch, am Fuße acht und an der Krone fünf Meter stark, ragt sie heute noch hoch und wuchtig über das Land, krönen heute noch die starken Wachtürme mit den stark befestigten Toren die Hügel.

Nicht nur Zeichen wehrhaften Geistes des alten, längst versunkenen China ist diese Mauer (die chinesisch Wan-li-tschang-tscheng, mongolisch Jagan Kerme oder „weiße Wand" heißt), sondern auch Wahrzeichen uralter Kultur, von der heute — nach mehr als 2000 Jahren noch — das berühmte Tor von Kü-jung-kuan mit seinen vielsprachigen Inschriften zeugt.

Von Paris bis Moskau

diese Entfernung entspricht ihrer Länge

Dreißig Jahre lang haben hunderttausend Menschen Stein auf Stein getürmt, dreihundertausend Kubikmeter Sand und Gestein bewegt, bis sie vollendet war. Aus ihrem Material könnte man — so errechneten bekannte Chinaforscher — 120 Cheops-Pyramiden erbauen. Der grundlegende Unterschied zwischen diesen und der „weißen Wand" aber ist folgender:

Jene wurden erbaut, um einer staunenden Nachwelt die Größe und die Macht eines tyrannischen Selbstherrschers zu künden, für den nicht nur bei Lebzeiten, sondern nach seinem Tode noch Gold, Silber, Geschmeide und edles Gestein in unbeschränkten Maßen zur Verfügung stand, während der Sklave und Nilbauer darbte und hungerte. Diese dagegen ist nicht Künderin des Names eines Einzelnen (der Kaiser (Schi-huang-ti ist auch in China heute fast völlig vergessen), sondern sie ist ein gigantischer Beweis für staatsmännische Voraussicht und Fürsorge, um ein ganzes, riesiges Volk, das bisher immer und immer wieder schwer zu leiden hatte, durch die Ueberfälle der asiatischen Nomaden, die mit scheelen Augen auf die Seßhaftigkeit, den blühenden Handel und den wachsenden Wohlstand m Reich der Mitte blickten.

Und noch ein anderes macht die große Mauer so bedeutungsvoll und interessant: anfangend in Bezirken, die, unter europäischem Einfluß stehend, stark in europäischem Sinne entwickelt wurden, durchschneidet sie Gebiete, die noch fast unerforscht und kulturell auf einem Standpunkt stehen geblieben sind, wie man ihn vor 1000 und mehr Jahren schon fand. Hier, am Hope und am Oberlauf des Huang-ho bietet der arme Kuli immer noch seine Söhne zum Kauf an, die in die Sklaverei gehen müssen, weil er selbst sie nicht ernähren kann. Hier dient immer noch ein Brett als Pflug, ist die billigste Arbeitskraft die Frau und der entrechtete Kuli.

Der Schuß mit Kurve . . .

Wenn unsere Jäger nicht schon aus eigener Begabung solch ausgezeichnetes Jägerlatein beherrschten, könnten sie nach Amerika gehen, um dort in dieser interessanten Sprache Unterricht zu nehmen.

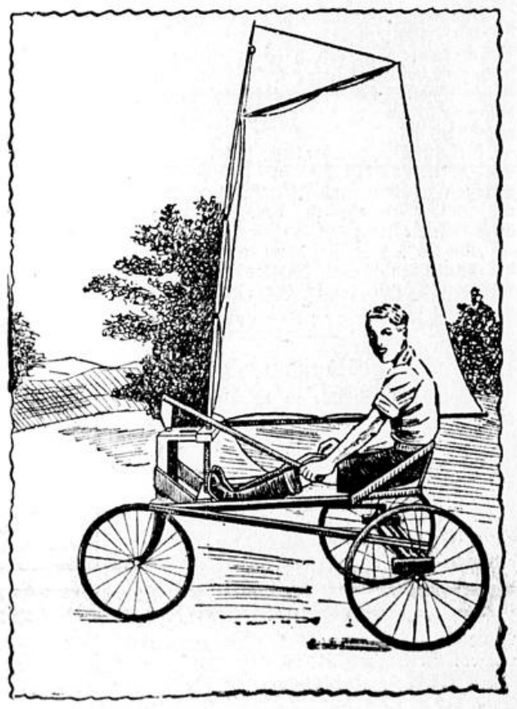
Die Trapper des alten Kentucky waren berühmt um ihrer fabelhaften Geschichten willen, und war die Gesellschaft am Lagerfeuer auch noch so groß — stets verstand es einer den anderen zu überbieten . . .

„. . . ich sah einen ausgezeichneten Bock", berichtet der alte G. W. Cowan, „aber er muß irgendwie Wind von mir bekommen haben, denn er warf den Kopf auf und ging gestreckt davon, gerade hinter einen Hügel, der ihn mir aus dem Blickfeld brachte. Nun kennt ihr mein Gewehr, Jungens, eine Gun von altem Schrot und Korn. Ich dachte einen Augenblick daran, durch den Hügel hindurch zu schießen, wie es mir mal ein alter Freund erzählte, daß er es fertig gebracht hatte. Aber habe ich nötig, andere Leute nachzuahmen? Ich kann mir ja allein was ausdenken — und ich schoß um den Hügel herum. Veritabel rund um den Hügel und die Kugel holte den Bock richtig ein, fuhr ihm durchs Blatt und legte den Burschen auf die Decke. Muß sich gewundert haben, der hätte bestimmt gewettet, er wäre sicher vor mir . . ."

Cowan griff zum Glas. Der Tisch knackte — die Balken bogen sich merklich . . .

Das Segelrad

Bastelei für Zwei



Es gibt geschickte Leute, die sich aus Einzelteilen, die der Autofriedhof ihnen liefert, ein neues Auto zusammenbauen. Wie wärs, wenn wir einmal Umschau hielten nach abgelegten Fahrrädern und uns ein Segelrad zusammenbasteln? Es kann zwei, vielleicht sogar mehr Personen befördern, entwickelt bei genügend Windstärke eine beachtenswerte Geschwindigkeit und macht viel Spaß.

Schachaufgabe

Ernst Marwitz

Matt in zwei Zügen

Kontrollstellung. Weiß: König f 1, Dame h 6, Springer d 2, f 2. — Schwarz: König e 1, Bauer e 2, e 3.

Haben Sie mal darüber nachgedacht?

. . . wen oder was der Heuschreck eigentlich erschreckt oder ob er überhaupt etwas mit dem Schreck zu tun hat?

. . . warum man ehrfurchtsvoll davon spricht, daß irgendwer „geruht habe", etwas zu tun?

. . . was die Kamelie mit dem Kamel, die Fuchsie mit dem Fuchs zu tun hat?

. . . warum man mit dem Wort „kostspielig" eine Tatsache bezeichnet, die meist von Spielerei weit entfernt ist?

Der Geflügelkauf

Ein Gutsbesitzer schickt seinen Knecht auf den Geflügelmarkt und gibt ihm den folgenden Auftrag: „Ich brauche Geflügel zur Zucht, und zwar insgesamt 20 Tiere; Tauben, Enten und Gänse. Hier hast du 20 Zweimarkstücke. Jede Gans kostet sechs Mark, jede Ente vier Mark und jede Taube eine Mark. Und nun bringe mir die rechte Anzahl jeder Geflügelart."

Wieviel Gänse, Enten und Tauben brachte der Knecht vom Markt heim?

Silbenrätsel

Aus den Silben

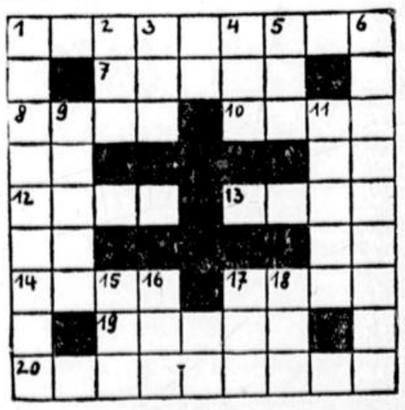
a — al — bant — bau — oor — bra — chi — de — dee — di — e — e — gramm — gu — ham — i — la — la — lem — let — lohn — me — mi — mi — mie — mis — or — pi — pi — ra — re — ro — rou — sa — sa — ser — slaw — stock — te thu — ti — tor — tra — vor — wia

sind 15 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden. Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben ein Sprichwort. (ck gleich ein Buchstabe.)

1. Teil vieler Häuser . . . . . .
2. Exotische Blume . . . . . .
3. Stadt in Mecklenburg . . . . . .
4. polnischer Königsname . . . . . .
5. bekanntes spanisches Schloß . . . . . .
6. Seuche . . . . . .
7. Stadt in Oberschlesien . . . . . .
8. Leibwächter eines Fürsten . . . . . .
9. griechische Insel . . . . . .
10. Stadt in Westfalen . . . . . .
11. bekannter Kurort a. Florida . . . . . .
12. alttestamentarische Gestalt . . . . . .
13. Sinngedicht . . . . . .
14. Glücksspiel . . . . . .
15. Pendeluhr . . . . . .

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Stadt in Mittelfranken, 7. Alpenland, 8. Adelsprädikat, 10. Nährmutter, 12. Destillationsprodukt, 13. die Frucht des Getreides, 14. weiblicher Vorname, 17. weiblicher Kurzname, 19. lehnsfreies Vermögen, 20. Verkehrsmittel.



Senkrecht: 1. Säugetiere, 2. griechischer Buchstabe, 3. Gebirge in Marokko, 4. Riesenschlange, 5 braunschweigisch. Höhenzug, 6. Grünschnabel, Neuling, 9. gediegen, ehrlich, 11. Sittlichkeit, 15. Brennstoff, 16. englisches Bier, 17. Auszeichnung, 18. weiblicher Vorname.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe

Lösung: T e 4 — h 4

1.) . . . K d 5 — c 6; 2.) L c 2 — a 4 †, K c 6 — d 5; 3.) D e 2 — a 2 matt.

1.) . . . L e 7 × T h 4; 2.) L c 2 — b 3 †, K d 5 — c 6; 3.) D e 2 — e 8 matt.

1.) . . . . . .; 2.) . . . K d 5 × L d 4; 3.) D e 2 — e 3 matt.

1.) . . . f 5 — f 4; 2.) T h 4 — h 5 †, K d 5 × L d 4; 3.) D e 2 — d 3 matt.

1.) . . . . . .; 2.) . . . K d 5 — c 6; 3.) L c 2 — a 4 matt.

1.) . . . L b 7 — c 6; 2.) L c 2 — b 3 matt.

1.) . . . c 7 — c 5; 2.) D e 2 — f 3 †, K d 5 — c 4; 3.) D f 3 — b 3 matt.

1.) . . . . . .; 2.) . . . K d 5 — e 6; 3.) D f 3 × f 5 matt.

Kleiner Schwindel

Fritz hatte eine Aufnahme seines Spiegelbildes gemacht. Man bemerkte diesen kleinen Schwindel, weil die Aufnahme genau wie das Spiegelbild jede Einzelheit, im optischen Sinne, auf der falschen Seite wiedergab. Die Brusttasche der Jacke saß rechts, die Jackenknöpfe links, der Scheitel auf der falschen Seite. Und wenn Fritz auch den unteren Teil des Photos, der die Kamera verraten hätte, weggeschnitten hatte, so mußte er doch zugeben, daß er sein Spiegelbild photographiert hatte.

Silbenrätsel

1. Ekrasit, 2. Isonzo, 3. Nollendorf, 4. Trient, 5. Instanz, 6. Efeu, 7. Fähnrich, 8. Eskimo, 9. Renette, 10. Frankreich, 11. Anleihe, 12. Lämmergeier, 13. Lyzeum, 14. Firmung, 15. Ural, 16. Elan, 17. Hornisse, 18. Rostock. — Ein tiefer Fall fuehrt oft zu hoeherm Glueck.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Kiel, 5. Landau, 7. Raub, 9. Gur, 11. Bar, 13. Reuter, 15. Ali, 16. Ort, 17. Idylle, 18. See, 19 Los, 20 Ukas, 23. Cherub, 24. Ulan.

Senkrecht: 1. Kar, 2. Ina, 3. Eduard, 4. Lab, 6. Duerer, 8. Ballon, 9. Gros, 10. Rute, 11 Ball, 12. Ries, 14. Eickel, 20. Uhu, 21. Ara, 22. Sun.

Wahres Geschichtchen

Wie macht man das auf vornehm?

Die Sache mit Ilse ist leider die, daß ihre Mutter mehrmals am Tage genötigt ist, ungehalten auszurufen: „Aber Kind . . .“ Denn Ilse ist für ihre Jahre auffallend temperamentvoll und aufgeweckt. Der Jahre sind nämlich erst vier.

„Ilsekind, tu mir die einzige Liebe und nimm den Finger aus der Nase“ — sagt die Mutter. „Du weißt doch, das ist gar nicht vornehm . . .“

Ilse folgt langsam der Aufforderung, denn sie muß überlegen. „Mutti“ — das ist das Resultat des Nachdenkens — „du müßtest es mir gar nicht mehr so oft verbieten, wenn du mir nur einmal zeigen wolltest, wie man auf vornehm den Finger in die Nase steckt.“

„Aber Ilse“ — die Mutter ist nun wirklich entsetzt —, „du bist doch wirklich ein kleines Schweinchen.“

Ungebührlich lautes Gebrüll, ein entsetzliches Unglück.

„Na, bist du kein kleines Schweinchen?“ Kopfschütteln unter Tränen. „Na, was bist du denn dann?“ Hoffnung der Pädagogin auf eine Antwort wie „Ein artiges Kind“ oder so. Ilse: „Ich bin ein großes Schwein.“ Die Mutter hat unverzeihlicherweise vergessen, daß die vierjährige Ilse durchaus eine erwachsene Dame und „groß“ sein möchte . . .

Und da sie nun schon so groß ist, wünscht sie sich sehnlichst ein Schwesterchen oder Brüderchen. Um den Klapperstorch zu bestechen, streut sie Zucker aufs Fensterbrett. Jeden Tag. Nach einiger Zeit erfährt Ilse, daß ein Stockwerk höher der Klapperstorch eingekehrt ist.

Ilse ist sehr nachdenklich, fast sorgenvoll. Sie verlangt den neuen kleinen Hausgenossen zu sehen und stellt sich kampfbereit vor das Körbchen, in dem der winzige Erdenbürger liegt.

„Na ja“, sagt sie dann gönnerhaft zu der glücklichen jungen Mutter und zwinkert mit den Augen, „aber der Zucker war ja eigentlich von uns . . .“

Gedanken

Von dem Augenblicke an, da wir nicht mehr wachsen, sind wir reif zum Sterben.

*

Die einen führt das Unglück, das sie von den Menschen erleiden, zur Menschenliebe, die anderen zum Menschenhaß.

*

Charakter ist, keine Macht der Welt anerkennen, bevor man sie nicht als berechtigt am eigenen Leibe erfahren hat.

*

Es gibt eigentlich nur ein Unglück auf der Welt: die unbegründete Selbstzufriedenheit, und nur ein wirkliches Glück: die begründete.

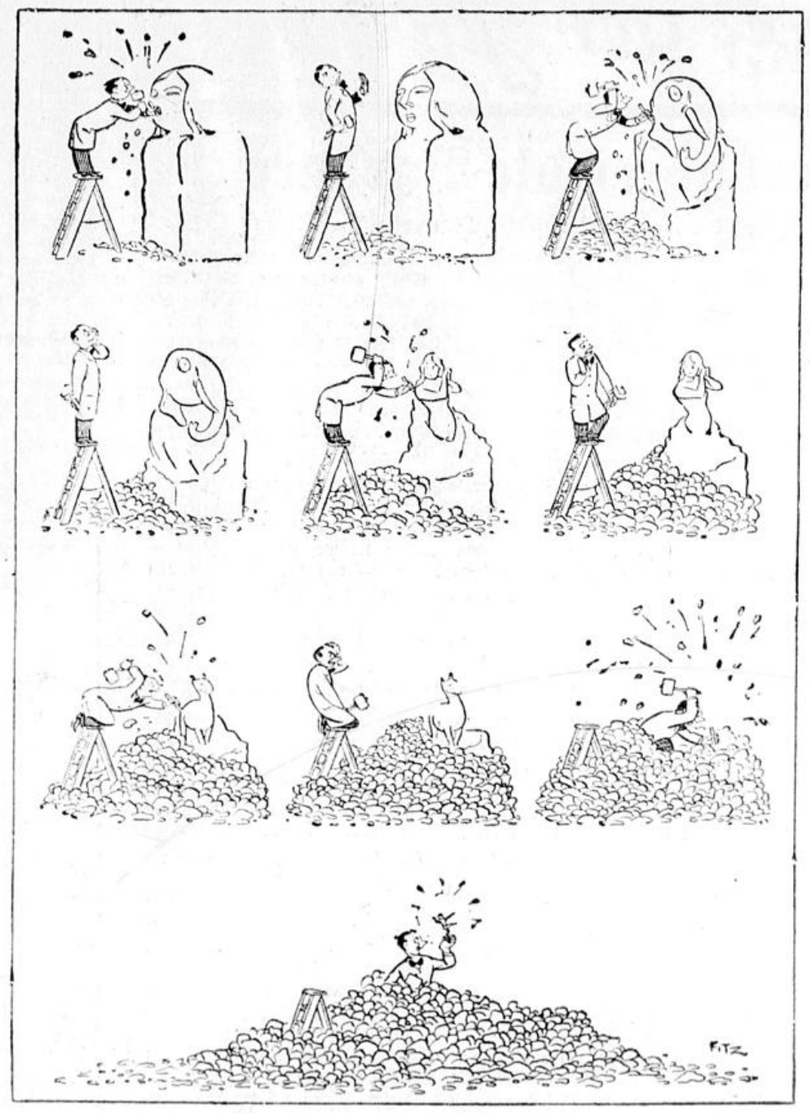
*

Memento mori

Der Mann ging in den Laden, um einen Füllfederhalter zu kaufen. Er probierte mehrere durch und schrieb dabei immer die Worte „Memento mori“ auf den Versuchsblock. Als ihm das Fräulein den sechzehnten Halter vorlegte, sagte sie auffordernd: „Vielleicht paßt Ihnen dieser, Herr Mori?“

Künstler und Kunstwerk

Aus der Werkstatt eines Bildhauers



„Dem Schöpfer selbst genügt die Schöpfung nie!“ (Punch.)

Neues aus Schottland

Ein Mann aus Aberdeen las leidenschaftlich gern Bücher, die er der Volksbibliothek entlieh.

Da er jedoch seines Berufes wegen nur am Abend lesen konnte, erlernte er, um Licht zu sparen, die Blindenschrift und las von da an im Dunkeln.

*

Nur zwei Passagiere hatten den Schiffsuntergang überlebt, eine Frau aus London und ein Mann aus Aberdeen. Am Ende der zweiten Woche auf der öden Insel war ihre Kleidung in Fetzen, die Nahrungsmittel erschöpft, und selbst die Affen hatten aufgehört, milchgefüllte Kokosnüsse von den Bäumen herunterzuwerfen.

Es sah sehr mies aus.

„Schlechter könnte es nicht sein“, sagte die Frau.

„O doch!“ widersprach der Schotte, „ich hätte mir beinahe eine Rückfahrkarte gekauft!“

*

Mac fährt in der Autodroschke. Plötzlich ein Splittern, ein Schlag — das Auto ist gegen einen Baum gefahren. Der Chauffeur dreht sich ächzend und stöhnend um:

„Leben Sie noch, Herr?“

„Reden Sie nicht soviel“, ächzt Mac zurück, „stellen Sie lieber die Taxameteruhr ab!“

*

Mac kommt in eine Buchhandlung.

„Wenn Sie dieses Buch bei uns kaufen, sparen Sie die Hälfte“, lockt der Verkäufer.

„Geben Sie mir zwei davon“, sagt Mac.

Rezepte gegen Bettschoner

Bettschoner sind solche Leute, die es vorziehen, die Sitzgelegenheiten der Gastfreunde abzunützen an Stelle der heimatlichen Lagerstatt. Die lieben Dauerbesucher.

Wenn die Mitternacht längst geschlagen hat, wenn die Tochter des Hauses verstohlen und der jüngere Sohn unverhohlen gähnt, wenn die Dame krampfhafte Konversation macht und der Gast nichts, aber auch gar nichts merkt, dann wirkt es bisweilen erlösend, wenn der Herr des Hauses mannhaft die Initiative ergreift.

„Sehen Sie mal da drüben die Uhr, Herr — — (Bettschoner)!“

„Hübsches, ja, man kann wohl sagen seltenes Stück, wie?“

„O ja, sehr interessant, das alte Ding. Wir nennen sie immer die Besuchsuhr.“

„Warum Besuchsuhr ausgerechnet?“

„Ach, wissen Sie, sie will durchaus nicht gehen . . .“

Oder:

Der Herr des Hauses nach schwüler Pause: „Sie sind gewiß auch Naturschwärmer, nicht?“

„O ja, aber wie kommen Sie darauf?“

„Ach, ich dachte nur, weil Sie doch allem Anschein nach den Sonnenaufgang abwarten wollen . . .“

Wie spricht das Kind?

Der kleine Karl wird von seinem Lehrer in der Geschichte geprüft. Er hat die Frage zu beantworten: „Wohin sind die Türken nach der mißlungenen Belagerung von Wien geflohen?“

Einen Augenblick verlegenes Stillschweigen, dann antwortet Karl schnell entschlossen: „Die Türken sind so schnell von Wien geflohen, daß die Geschichtsschreiber gar nicht wissen, wo sie hingekommen sind.“

*

Papa hat zum kleinen Peter oft gesagt, er solle recht artig sein, dann werde ihm der Storch auch ein Brüderchen bringen. Nach einiger Zeit treffen Zwillinge ein.

„Papa“, fragt Peter, seines Erzeugers betrübte Miene wahrnehmend, „nun bin ich wohl zu artig gewesen?“

Mißverständnis

Zimmerherr: „Als ich aus meinem früheren Zimmer weggezogen bin, hat meine Wirtin geweint und geschluchzt.“

Wirtin: „Soso! Dann muß ich Sie bitten, das Zimmer im voraus zu bezahlen.“

*

Entweder — oder

A.: „Was würdest du von einem Mann denken, der zerrissene Handschuhe trägt und dem am Mantel ein Knopf fehlt?“

B.: „Daß er entweder heiraten oder sich scheiden lassen sollte.“

Neidlose Freude

Einmal befand sich Alexander Dumas im Kreise seiner Freunde und wurde von allen Seiten bedrängt, er möge eines seiner Theaterstücke vorlesen. Dumas gab schließlich nach, machte aber darauf aufmerksam, daß er das Stück eines anderen Autors lesen würde.

„Warum das eines anderen?“ fragte man ihn.

„Weil ich in diesem Falle immer Erfolg habe. Gefällt das Stück, dann freue ich mich als Rezitator. Gefällt es nicht, dann freue ich mich — als Fachkollege“, lautete die Antwort.

Wald Feld und Heide

Der sechste Sinn bei Insekten

Wir Menschen sind gar zu gern geneigt, alle Dinge von unserem Standpunkt aus anzusehen, und wir vergessen, daß wir bei anderen Lebewesen einen anderen Maßstab anlegen müssen. Weil wir an unsere fünf Sinne gebunden sind, fällt es uns schwer, bei den Tieren an das Vorhandensein eines sechsten Sinnes zu glauben. Und doch müssen wir annehmen, daß bestimmte Tiere einen oder gar einige Sinne mehr besitzen als die Menschen. Man hat Bienen beobachtet, die auf der Suche nach dem sogenannten Grauwurm waren, einem der größten Gartenschädlinge, der einen Hauptbestandteil ihrer Nahrung bildet. Dieser Wurm liegt mehrere Zentimeter tief unter der Erde im Dunkel und ist auch bei größter Aufmerksamkeit und mit der Lupe von oben nicht zu entdecken. Die Biene, die auf der Jagd nach dem Wurm ist, läßt sich, ohne lange zu suchen, genau auf der Stelle nieder, unter der der Wurm liegt, und beginnt sofort zu graben. Die Sicherheit, mit der das Insekt den Schlupfwinkel des Grauwurms ausfindig macht, ist verblüffend, und man fragt sich, mit welchem Sinn es den verborgenen Wurm wahrgenommen hat. Das Auge schaltet völlig aus, und ebenso der Tastsinn, denn das Tier kann unmöglich den Wurm, der einige Zentimeter unter der Erde liegt, mit den Fühlern, die ja die Träger des Tastsinns sind, bemerken. Wie ist es mit dem Geruchssinn? Wenn man vorläufig auch noch nicht weiß, wo er bei dem Insekt lokalisiert ist, so haben doch zahlreiche Untersuchungen bewiesen, daß der Geruchssinn bei Insekten oft recht hoch entwickelt ist. Hier aber dürfte selbst der schärfste Geruchssinn versagen, weil man bei dem Grauwurm nicht die geringsten Spuren eines Geruches feststellen konnte. Außerdem liegen ja zwischen Insekt und Wurm verschiedene stark duftende Erdschichten.

Wie es mit dem Gehör bei den Insekten bestellt ist, hat man noch zu wenig erforscht. Aber angenommen, es wäre gut entwickelt, dann müßte der Wurm doch, um sich auf solche Art bemerkbar zu machen, irgendein Geräusch verursachen. Das ist aber nicht der Fall, denn der Grauwurm ist ein Nachttier, das sich bei Tage vollkommen still verhält und sich nicht einmal krümmt.

Man muß also einen Sinn annehmen, den wir Menschen uns zwar nicht vorstellen können, weil wir ihn nicht besitzen, den wir aber diesem Insekt, das den Grauwurm so unfehlbar findet, unbedingt zusprechen müssen.

Was ist eigentlich Staub?

5 Millionen Staubteilchen in einem Kubikzentimeter Luft

Der erste Mann, der dank unermüdlicher Forscherarbeit erkannte, daß Staub etwas Lebendiges ist — und der darob viel verlacht wurde — war Ehrenberg, der Schützling des großen Alexander von Humboldt. Er sprach vom Staub als von „dem unsichtbaren, von der Atmosphäre getragenen Leben“.

Die neuzeitliche Forschung hat dieser Ehrenbergschen Untersuchung fast nur ein hochwichtiges Faktum hinzugefügt, die Erkenntnis, daß der atmosphärische Staub als nie fehlende Bestandteile die Keime der Organismen, der Gärung und der Fäulnis, sowie nicht selten die der Krankheitserreger, Bakterien und Bazillen, enthält. Um dieser seiner Eigenschaften als Träger von Gärungs- und Fäulniserregern willen gehört auch der Staub zu den Reinigungs- und Aufräumetruppen der Natur, die dafür zu sorgen haben, daß der ewige Kreislauf von Aufbau und Verfall nicht unterbrochen wird.

Neben diesen Keimen und Bazillen besteht der Staub aus feinst verteilten Mineralien, Quarz, Ton, Glimmer, also aus Erdstaub, wie er durch jeden Fußtritt, durch Wind und Luftverschiebung aufgewirbelt wird. Diese Bestandteile bewirken, daß der Staub gelegentlich kairscht und polierte Flächen, von denen man ihn wieder und wieder herunterreibt, erblinden. Im Winter ist der Staub in den Städten dunkler, weil die vielfache Rußbildung aus tausend Heizungsessen ihn färbt.

„Staubfreie“ Luft gibt es, soweit die menschlichen Berechnungen reichen, überhaupt nicht. Selbst auf dem Gipfel des Mont Blanc fand man noch 210 Staubteilchen in einem Kubikzentimeter Luft. Immerhin ist diese Menge verschwindend, vergleicht man sie mit den 32 000 Staubteilchen in einem Kubikzentimeter Luft nach warmem Regen, mit den 150 000 Staubteilchen in der Luft bei einem schönen Sommertag, mit den über einer Million Staubteilchen Zimmerluft am Boden und den 5 Millionen Staubteilchen, die sich in einem Kubikzentimeter Luft an der Decke eines geschlossenen Zimmers finden!

1 Igel = 10 Meerschweinchen

Schon früher sind zahlreiche Beobachtungen gemacht worden, die für eine beträchtliche Giftfestigkeit des Igels sprachen. Diese Wahrnehmungen wurden jetzt durch eine Reihe wissenschaftlicher Versuche erstaunlich erhärtet. Man spritzte den Igeln konzentriertes Otterngift ein und fand, daß der Igel sogar der Verzehnfachung (!) einer Giftmenge standhielt, die bei dem Meerschweinchen bereits tödlich wirkte.